

Beiträge und Briefe für die Redaction sind an Herrn Arnold v. Diebäck  
in Riga, Georgenstrasse Nr. 4, Qu. 20, zu richten.

# Baltische Monatsschrift.

XL. Band.

1. Heft.

Die Abonnenten werden gebeten, den Preis der beiliegenden Broschüre „Vor-  
träge von Prof. E. Erdmann“ gleichzeitig mit dem Abonnementspreise zu entrichten,  
resp. im Falle ihnen die Beilage nicht convenirt, dieselbe ihrem Buchhändler retour-  
niren zu wollen.

## Inhalt.

	Seite
Tocqueville, Taine und Sorel in ihrer Stellung zum ancien régime . . . . .	1
Pirogows Erinnerungen an Dorpat. Von F. Waldmann . . . . .	20
Literarische Streiflichter. I. (W. Maurenbrecher, Gründung des deutschen Reichs.) . . . . .	44
Rede, gehalten am Sarge des weif. kgl. Landraths A. v. Richter . . . . .	55
Poetische Uebersetzungen. Von G. v. G. . . . .	58

## Abonnements

nehmen alle Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. — Preis pro Jahrgang von  
ca. 50 Bogen (12 Hefte) 6 Rbl. 50 Kop., mit Postversendung 7 Rbl. 50 Kop.

№ 1657

Reval, 1893.

In Commission bei F. Kluge.

Riga: Alexander Sieda.

Leipzig: Rud. Hartmann.



Ausgegeben den 29. December 1892.



## Coqueville, Caine und Forel in ihrer Stellung zum ancien régime.

Bei keiner epochemachenden Begebenheit der Geschichte ist die Vorgeschichte so unentbehrlich wie bei der Revolution. Ihr Eintritt ist scheinbar so spontan, so unvermittelt, daß man den Glauben an den Causalnexus fast verliert — der regelmäßige Gang der Geschichte wird so urplötzlich und unerwartet unterbrochen, daß der Gedanke nothwendig gesetzmäßiger Entwicklung hier seine Geltung zu verlieren scheint. Und doch, wer dieser Erscheinung etwas näher getreten, sieht, wie sehr sie bis in alle Einzelheiten ihres Verlaufs durch die Vergangenheit vorbereitet war. Er wird sich weniger darüber wundern, woher die Katastrophe so plötzlich eintrat, als vielmehr darüber, wie sie so lange hat ausbleiben können. Die Revolution war wie eine Krankheit, die lange schon im Inneren des Körpers gewühlt, jetzt erst unter Krämpfen, Fiebern, Delirien ausbrach. — Da die Revolution eine gewaltige Umwälzung auf allen Gebieten des geistigen, materiellen, staatlichen, gesellschaftlichen Lebens in sich schloß, so hat auch die Vorgeschichte nach all den Seiten hin den Charakter der Zustände zu untersuchen und festzustellen, die Vorgeschichte kann nicht nur politische, sie muß auch Verfassungs-, vor Allem aber Culturgeschichte sein; dann wird das klare Bild der Zustände auch zu einem erklärenden werden. Bisher hatte man es nicht unternommen, nach so umfassenden und vielseitigen Gesichtspunkten die Frage zu behandeln, man forschte immer nur nach einigen und wenigen Hauptursachen, aus denen man sich bemühte Alles herzuleiten, man glaubte, wenn man nur den rothen Faden fände, das ganze dicht verflochtene Netzwerk von groben und feinen Fäden entwirren zu können. Wäre man doch wenigstens über den rothen Faden einig geworden. Aber jeder Beurtheilende hatte seinen eigenen. Da sagten die Cinen: die Philosophen haben die

französische Revolution gemacht, indem sie der Gesellschaft den Glauben an den absoluten Gott und den absoluten König raubten, die Anderen: man hat dem Volk zu viel Geld genommen und zu wenig Brod gegeben. Kein Wunder, daß das hungrige Volk Adel und König todtschlag. Oder: nicht aus vollen Köpfen, sondern aus leeren Magen ist die französische Revolution entsprungen. Die Wahrheit liegt auch hier in der Mitte, weder das Eine, noch das Andere allein hat diese Wirkung gehabt, sondern beides zusammen. Das steht allerdings fest; nicht durch allgemein verbreitete Ideen, sondern durch allgemein verbreitete Empfindungen werden die Volksmassen in Bewegung gesetzt. Das Volk als solches hatte ein kleines Hirn, aber einen großen Magen, viel leibliche Bedürfnisse, aber wenig Verständniß für abstracte Vorstellungen, der Hunger war die treibende Kraft — aber die Ideen bestimmten Ziel und Richtung derselben. Doch der hungrige Pöbel hütet sich vor Raub und Todtschlag, denn er scheut den Gensdarm und die Soldaten, er fürchtet sich vor Prügel und Gefängniß mehr als vor Hunger. Wo die Organe der öffentlichen Gewalt gesund und kräftig sind, wo es pflichttreue Polizisten und gehorsame Soldaten giebt, da bleibt das Volk ruhig. Also: die Zustände in Volk, Regierung, Gesellschaft müssen genau untersucht, die revolutionären Ideen kritisch analysirt, geprüft werden, man muß sich über die Beschaffenheit des Bodens und über die Beschaffenheit der Saat instruiren, dann wird man wissen, was für eine Ernte zu erwarten ist.

Von französischer Seite haben drei bedeutende Schriftsteller und Gelehrte — eine Vereinigung von Eigenschaften, wie sie leider bei den Deutschen selten vorkommt — versucht, diesen Gegenstand mit größerer Gründlichkeit und Ausführlichkeit, als bisher geschehen, zu erforschen und darzustellen. Alle sind darin einig, daß sie möglichst darnach streben, den kosmopolitischen Standpunkt des wissenschaftlichen Denkers und Historikers einzuhalten, denen es vor Allem darauf ankommt, „zu zeigen, wie es gewesen ist“. Sie haben sich bemüht, ihrer Aufgabe nach allen Seiten hin gerecht zu werden, trotzdem hat jeder das Gebiet, das seiner Neigung und Begabung entsprach, besonders gründlich und fruchtbar behandelt und das Uebrige flüchtiger berührt, wo dann die Leistungen der anderen Beiden glücklich ergänzend in die Lücke treten konnten. Wenden wir unsere Aufmerksamkeit zunächst auf Tocqueville, den ältesten unter den Dreien. Sein Name ist am bekanntesten, sein Ruhm am sichersten gegründet in der wissenschaftlichen Welt.

Wir müssen aus Raummangel leider auf eine erschöpfende Inhaltsangabe dieses tiefen und schönen Werkes verzichten, hoffen aber doch, indem wir die wesentlichen Vorzüge desselben besprechen, bei dem Leser eine einigermaßen deutliche Vorstellung von dem Reichthum neuer Gedanken und unanfechtbarer Wahrheit zu erwecken, der hier zu finden ist. Ist doch dieses

Werk nach dem einstimmigen Zeugniß aller gleichzeitigen und nachfolgenden Gelehrten das erste und bedeutendste gewesen, welches helles Licht in das Dunkel des vorrevolutionären Frankreich brachte und zum ersten Male die Gründe jener furchtbaren Katastrophe in umfassender Tiefe und mit schneidender Schärfe darlegte. Es ist epochemachend und grundlegend für alle späteren Zeiten geworden. Tocqueville hat den Grundriß gezeichnet, das Fundament gelegt, auf dem die Späteren bauen konnten und bauen mußten. Er überragt um Haupteslänge alle Vorgänger und wohl auch die meisten seiner Nachfolger, wenngleich sie auf seinen Schultern stehen — so paradox es klingen mag.

Man sollte ein bändereiches Werk erwarten mit weitläufigem Gelehrtenapparat, mit einem verschwenderischen Reichthum von Citaten und Fußnoten ausgestattet, und findet ein anspruchsloses kleines Büchlein von ein paar hundert Seiten Text, weder durch Sternchen noch Kreuzchen zc. verunziert; dazu ein hundert Seiten kurzer Excurs als Anhang gegeben. Und doch, welch jahrelange Arbeit, welche hervorragende Gelehrsamkeit, welch zutreffendes Urtheil steckt in dem kleinen Büchlein. Anspruchslos wie die äußere Ausstattung des Werkes ist auch die Sprache des Autors, der Stil schmucklos, einfach, solide, nirgends prunkvoll, nirgends überladen. Da giebt es kein sprühendes Brillantfeuerwerk von Witz, geistreichen Bildern, Vergleichen zc., die Sprache hält Maß im Schmuck. Wie die wahre Schönheit, will der wahre Gedanke durch sich selbst, nicht durchs Kostüm wirken. Doch der Schmuck fehlt nicht ganz, eine feine originelle Wendung, ein treffendes Bild versteht Tocqueville wohl zu finden; der Esprit des Franzosen steht ihm zu Gebote. Die stilistischen Zierrathen sind hier und da mit außerordentlichem Geschmacf angebracht, sie kommen nicht häufig vor, aber sie sind immer von ausgesuchter Qualität. — Seine Gedanken besitzen stets ein ungemein deutlich ausgeprägtes Profil, sie sind außerordentlich abgerundet, ausgereift, fertig. Die Sprache ist einfach, aber von seltener Durchsichtigkeit und Klarheit, der Ausdruck treffend und knapp. Tocqueville „hat sich die Zeit genommen, kurz zu sein“, er scheut die vielen Worte. Er zieht es vor, unserem Scharfsinn zu schmeicheln, indem er uns das Vergnügen gönnt, zwischen den Zeilen zu lesen. Er liebt es, Gedankenperspectiven zu eröffnen, uns selbst bleibt es überlassen das Skizzirte auszumalen, das Angeedeutete zu Ende zu denken.

Klassisch wie die Sprache ist auch die Composition. Selten hat ein Schriftsteller ein feineres Verständniß für die Kunst der Gedankengruppirung und Gliederung an den Tag gelegt. Die Form der Darstellung ist die einer methodischen Deduction. An die Spitze wird der leitende allgemeine Grundgedanke gestellt, und dann folgt in allmählich absteigender Ordnung die Ausföhrung der Einzelheiten. Man gestatte uns ein erläuterndes Gleichniß



anzuwenden. Tocquevilles Stil erinnert an den geographischen Unterricht in den Schulen, wo Einem zuerst die Staaten, die Hauptstädte, die großen Gebirge und Ströme eingeprägt werden und erst dann, wenn die Grundzüge festigen, die Provinzen, kleinere Städte, Berge, Flüsse zc. Wie hier das Allgemeinere als Grundschema des Specielleren festgehalten werden muß, so verliert man auch bei Tocqueville die großen Linien nie aus dem Auge, wenn man ins Detail geht. Die Ordnung des Ganzen herrscht auch in den Theilen. Jedes Capitel ist für sich ein Kunstwerk, dessen Einzeltheile sich harmonisch zum Ganzen einer Idee ordnen, die gewöhnlich eine überraschende Wahrheit enthält. Man lese nur die Capitelüberschriften nach einander, so hat man einen vollständigen Ueberblick über die Fülle neuer und inhaltschwerer Gedanken.

Der Zusammenhang der Darstellung wird durch geschickte Uebergänge sorgfältig gewahrt, häufig wird am Ende eines Capitels das Thema des folgenden ange schlagen, die Aufgabe gestellt, deren Lösung man begierig entgegen sieht. Auf diese Weise wird stets alles Sprunghafte und Unvermittelte vermieden; sanft gleitend fließt der allmählich tiefer und breiter werdende Strom der Rede dahin.

Und welch eine sympathische und bedeutende Persönlichkeit leuchtet uns aus dem kleinen Büchlein entgegen. Trotz seiner ungetrübten Objectivität ist es nicht das bloße Product einer wissenschaftlichen Denkmaschine. Neben dem klugen Kopf des philosophisch gebildeten Staatsmannes ist auch das warme Herz des Patrioten unverkennbar unter der maßvollen Darstellung, wie leuchtendes Gold auf dem Grunde eines crystalklaren Stromes. Doch wie unparteiisch und gerecht ist die Haltung des Patrioten und Franzosen, wie offen und männlich sein Ton, wie schonungslos scharf der Tadel des Schlechten, wie warm und begeistert das Lob des Guten; hoch schätzt er sein Vaterland, aber höher die Wahrheit. Was wir vor uns haben, ist das Werk eines mehr als klugen — eines weisen Mannes, der Welt und Menschen nicht durch das Klappfenster seines Studierzimmers kennen gelernt, sondern mitten im öffentlichen Leben sich bewegte und handelte, schaute und dachte. Tocqueville<sup>1</sup> ist kein Parteigänger eines bestimmten philosophischen Systems,

<sup>1</sup> Tocqueville, geboren 1805 zu Verneville, studirte die Rechte, wurde 1830 zum Hilfsrichter ernannt und 1831 nach Amerika geschickt, um sich mit dem dortigen Gefängnißwesen vertraut zu machen. Die vom neuen Erdtheile empfangenen Eindrücke legte er nach der Rückkehr in seinem geistvollen Werke «De la démocratie d'Amérique» nieder. Später betrat er das Gebiet activ politischer Thätigkeit, saß 1839 in der Deputirtenkammer als Parteigänger der dynastischen Opposition, wurde nach der Februarrevolution Mitglied der Constituante und Legislative und gelangt 1849 als Minister des Auswärtigen ins Cabinet. Nach dem Staatsstreich gab er diese Stellung auf und zog sich ins Privatleben zurück. Er starb 1859. Zu seinem

aber er besitzt mehr als den praktisch vorurtheilslosen Verstand des Franzosen, er ist ein selten feiner philosophischer Kopf, seine Logik ist unanfechtbar, seine Reflexionen tief und überzeugend. Ferner: er ist ohne Vorurtheile, aber nicht ohne Tendenz, und die Tendenz, sonst ein Feind aller Wahrheit, erscheint hier innig verbündet mit ihr. Es ist die Wahrheit, die uns nicht nur lehren soll, richtiger zu urtheilen, sondern auch richtiger zu handeln. Seite 14 (im Vorwort): „Ich gestehe, daß ich beim Studium unserer alten Gesellschaft niemals die Lehre völlig außer Augen gelassen. Ich habe nicht nur sehen wollen, welcher Krankheit der Kranke unterlag, sondern auch, wie er nicht hätte sterben können.“ — Selten ist sich ein Mensch über seine Aufgabe klarer gewesen, selten hat er sie besser gelöst. Das Letztere beweist uns sein ganzes Buch, das Erstere sein Vorwort. Es giebt kaum ein instructiveres; die gewonnenen Resultate und der Weg, der dazu geführt, Kern, Hauptgegenstand, Zweck und Ziel, Anordnung des Ganzen u., das Wesentlichste über Form und Inhalt ist hier in mustergiltiger Klarheit und Prägnanz zusammengefaßt, schon aus dem Vorwort erkennt man die ganze Bedeutung seiner Leistung und seiner Person.

Versuchen wir jetzt die leitenden Ideen Tocquevilles in kurzer Uebersicht zusammenzufassen. Ein Gedanke trägt und hält das Ganze, wie eine stolze Säule einen stolzen Bau. Und das Gebäude steht sicher, denn der Gedanke ist eine thatsächliche Grundwahrheit, welche bisher von Niemandem widerlegt worden ist; die Centralisation Frankreichs ist nicht das Werk der Revolution, sondern die Revolution ist die Frucht der Centralisation, «c'était un produit de l'ancien régime» (S. 73). Die Centralisation ist der unheilbare Krebschade der französischen Nation. Die Revolution war der gewaltsame Versuch einer Operation, die viel Blut gekostet, aber keine Heilung gebracht. Sie hat nur die äußeren Auswüchse wegschneiden, aber nicht den Krankheitsherd treffen, geschweige denn entfernen können. Wie sollte es ihr auch gelingen, das Gift steckt ja im ganzen Körper, das unheilvolle System ist dem Franzosen in Fleisch und Blut gedrungen. Die Centralisation hat den Geist der Nation ein für allemal in Bahnen gezwängt, aus denen er nicht entweichen kann, hat ihm eine Art des Denkens und Empfindens an-erzogen, die ihn mit Nothwendigkeit dazu drängt, das gebrochene System zur Richtschnur und zum Muster des neuen zu nehmen. Die Constitution von 1792 ist nichts, als die Centralisation des ancien régime unter veränderter Form; wieder hat der Staat Alles, der Bürger Nichts zu sagen. Das Individuum ist Slave des Staates ohne Willen, ohne Eigenthum.

Im letzten Jahrzehnt veröffentlichte er unter anderen folgende Werke: «L'histoire philosophique de la règne Louis XV.» mit der Fortsetzung «Coup d'oeil sur la règne de Louis XVI.», schließlic: L'ancien régime.

An Stelle des französischen Königs sind nur die gezählten 24 Mill. Köpfe der französischen Nation getreten:

Frankreichs traurig Geschick, die Großen mögen's bedenken,  
 Aber bedenken fürwahr sollen es Kleine noch mehr.  
 Große gingen zu Grunde; doch wer beschützte die Menge  
 Gegen die Menge? Da war Menge der Menge Tyrann.

(Goethe, Venetianische Epigramme.)

Es giebt nur ein Gegengift, es giebt nur ein Heilmittel gegen die allgemeine Krankheit, es fehlt der Nation nicht ganz, aber es ist nicht in genügendem Maße vorhanden — das ist die politische Freiheit. Die verkümmerte Entwicklung derselben ist die Quelle alles Uebels: «la plus mortelle maladie» (S. 173). Der Haß gegen die Centralisation entspringt bei Tocqueville zum großen Theil aus seiner Liebe zur politischen Freiheit. Sie ist das Ideal, das ihn begeistert, die Religion, die ihn tröstet. Seine erste und letzte Liebe, sein unerschütterlicher Glaube, seine einzige, aber schwankende Hoffnung. Was ist die politische Freiheit? Unter politischer Freiheit versteht man bekanntlich das Recht und die Pflicht eines jeden volljährigen Bürgers, sei es direct als gewählter Vertreter des Volkes, sei es indirect als bloßer Wähler theilzunehmen an der localen und allgemeinen Regierung des Landes; versteht man das Recht, unabhängig von den Wünschen und Meinungen der Regierung im strengeren Sinn (des Königs und Kaisers) und ohne Gefahr für die persönliche Sicherheit mit seinem Urtheil und Willen Steuerhebung und Gesetzgebung des Landes zu beeinflussen. Seinen Beruf übt der Staatsbürger in öffentlichen Versammlungen mit Seinesgleichen, sei es in der Stadt oder Provinz oder im Reichsparlament u. Im Vorhandensein derartiger Versammlungen spiegelt sich die politische Freiheit eines Volkes, „aber,“ sagt Tocqueville sehr richtig, „diese Freiheit beruht nicht in gewissen politischen Institutionen, kann auch nicht durch deren Einführung geschaffen werden. Sie muß im Herzen der Nation wurzeln, wenn sie Frucht tragen soll; die Liebe zu ihr ist ein Gefühl, das man dem, der es nicht besitzt, nicht definiren kann; sie muß die Brust eines jeden Bürgers als nie geschwächter deutlicher Trieb beherrschen und sein Handeln lenken, dann macht sie ihn und die Nation groß und frei. Wie jede echte Tugend muß sie uneigennützig sein (S. 279). Es ist wohl wahr, daß die Freiheit immer auf die Dauer denjenigen, welche sie zu bewahren wissen, behagliches Leben (l'aisance), Wohlstand, oft auch Reichthum schaffen wird . . . aber die Menschen, welche nur nach diesen Gütern in ihr streben (ne present que ces biens-là en elle), haben sie nie lange besessen. Das, was zu allen Zeiten so stark das Herz bestimmter Menschen an sie gefesselt, das sind ihre eigenen Züge, ihr eigener Reiz, unabhängig von ihren Wohl-

thaten; das ist die Lust (plaisir), ohne Zwang reden, handeln und athmen zu können unter der alleinigen Regierung Gottes und der Gesetze. Wer in der Freiheit etwas Anderes sucht, als sie selbst, ist geschaffen zur Knechtschaft. Gewisse Völker folgen ihr hartnäckig durch alle Arten von Gefahr und Elend“ 2c. 2c. Tocqueville denkt hierbei vorzüglich an die Engländer, die englische Verfassung ist die Quelle seiner staatsrechtlichen Anschauungen und das häufig angezogene Beispiel — aber nicht Musterbeispiel — seiner politischen Theorie.

Der Kern seiner Ueberzeugung ist also folgender. Die Centralisation und das ungenügende Vorhandensein der politischen Freiheit haben die Uebel großgezogen, aus denen die Revolution mit Nothwendigkeit hervorgehen mußte. Beide Momente lassen sich nicht trennen, sie stehen nicht im einfachen Verhältniß von Ursache und Wirkung zu einander, sondern es herrscht eine innige Wechselwirkung zwischen beiden, sie bedingen sich gegenseitig. Ohne den Mangel politischer Freiheit hätte die Centralisation sich nicht entfalten können, sie selbst aber und ihre verzweigerische Wirkung erklärt und verewigt diesen Mangel. Es war vorauszu sehen, daß die centrale Regierung darnach streben mußte, die Zustände, denen sie ihre Entstehung verdankt, auch aufrecht zu erhalten, daß sie fortfahren würde, die secundären Gewalten, die provinziellen Freiheiten zu zerstören, den Gegensatz, die Trennung der Klassen und Stände zu verschärfen (S. 336). «L'administration de l'ancien régime avait d'avance ôté aux Français la possibilité et l'envie de s'entr'aider». Sie raubte der politischen Freiheit die Felder ihrer Thätigkeit und schwächte den Sinn und das Gefühl für Freiheit<sup>1</sup>.

Wir haben wiederholt auf den geistigen Reichthum des Werkes hingewiesen; er ist um so bewunderungswürdiger, als er aus einer Quelle hervorgegangen. Die Bedeutung eines tiefen und großen Denkers zeigt sich eben nicht nur darin, daß er allein die neue Wahrheit findet, sondern auch darin, daß er allein sie fruchtbar verarbeitet. Er entdeckt die Goldmine und beutet sie auch am besten aus. Die Münzen, die Tocqueville aus seinem Golde geprägt, sind noch heute im Cours und haben nicht an Werth verloren. — Die Zustände, welche sich in Frankreich mit durch die Centralisation entwickelt haben, sind von Tocqueville zuerst in lichtvoller Weise aufgedeckt und dargestellt worden, die Schilderung des Systems und seiner Wirkungen ist klassisch. Im Wesentlichen sind noch jetzt seine Hauptsätze

<sup>1</sup> Die königliche Centralmacht unterdrückte die Stadt- und Provinzialversammlungen und berief möglichst selten die allgemeinen Reichsparlamente. Alle Organe der localen Selbstverwaltung wurden lahm gelegt, und das eng geschlossene und einheitlich organisirte Corps der königlichen Beamtenhierarchie sog sämtliche localen und allgemeinen Regierungsfunctioren in sich auf.

unwiderlegt. Die Ursachen der Revolution seien folgende: 1) der französische Bauer ist persönlich freier Kleingrundbesitzer, aber zu feudalkrechtlichen Abgaben gezwungen; 2) der Adel hat seine politischen Pflichten vergessen, seine politischen Rechte verloren, besitzt keinen Antheil an der Regierung, hat aber seine Geldeinkünfte behalten und vermehrt; 3) die Zerspaltung und Feindschaft der Stände und Körperschaften ist die denkbar größte, aber die Menschen selbst sind sich im Denken und Empfinden außerordentlich ähnlich geworden; 4) die Ungerechtigkeit der Steuervertheilung, das Elend des niederen Volkes ist schreiend u.

Als Historiker hätte Tocqueville mit der Lösung seiner Aufgabe zufrieden sein können. Er hatte die vorrevolutionäre Zeit geschildert und nachzuweisen gesucht, wie das ganze unheilvolle Gewebe übler Einrichtungen und Zustände aus zwei wesentlichen Momenten hervorwuchs; als Philosoph konnte er sich mit diesem Resultat nicht begnügen. Jede historische Erklärung eines Ereignisses ist nur eine halbe, eigentlich gar keine Erklärung. Denn sie thut weiter nichts, als daß sie das Räthsel in einen früheren Zeitraum schiebt. Alle Begebenheiten haben ihre Wurzeln in der Vergangenheit, das ist der richtig leitende Gedanke jeder historischen Erklärung, aber die Vergangenheit ist endlos, und daran scheitert die Möglichkeit einer Erklärung. Die Geschichte ist eine Causalreihe, die sich in die unendliche Vergangenheit rückwärts verläuft, jedes Glied innerhalb dieser Reihe, jedes Ereigniß ist durch die endlose Summe aller vorangegangenen bedingt. Jede Vorgeschichte, wie sie nun gewöhnlich geschrieben wird, beschränkt sich auf die mehr oder weniger zunächst liegenden Ursachen einer Erscheinung in der Vergangenheit, schneidet also von einem bestimmten Gliede in der Causalreihe an alle vorangegangenen Glieder, die sie nicht mehr übersehen kann, weg, ist daher ungenügend für ein tieferes Erklärungsbedürfniß, indem es einen unerklärten Rest übrig läßt. Ich glaube, daß ein ähnlicher Gedankengang Tocqueville zu den berühmten Abschnitten in seinem Schlußcapitel bewogen hat. Dazu kommen denn noch folgende Erwägungen: die Geschichte ist doch auch im Grunde die Offenbarung des Volksgeistes und des Volkscharakters, besonders bei einer so bedeutenden Umwälzung, wo wirklich das gesammte Volk in Thätigkeit war. Die vorangegangenen Zustände, Ereignisse, Begebenheiten sind gewissermaßen nur Motive, welche ein Volk, je nach der substantiellen Beschaffenheit seines Grundcharakters, zu dieser oder jener Reaction nöthigen. Die französische Revolution und ihr Verlauf ist nicht zu verstehen, wenn man nicht den französischen Nationalcharakter berücksichtigt. Durch eine selten feine und tiefe psychologische Analyse des letzteren giebt Tocqueville die philosophische Vervollständigung seiner historischen Erklärung. Wir wollen nur die wesentlichsten Punkte hervorheben. Wann hat es jemals,



fragt Tocqueville, eine Nation gegeben, so reich an Contrasten und so extrem in jeder Action (actes), ein Volk, mehr durch Sensationen (nicht Empfindung, etwa leidenschaftliche Aufwallung?), weniger von Principien geleitet, als das französische. Eine Nation, so unveränderlich in ihren ursprünglichen Instincten, daß man sie im Portrait wiedererkennt, welches vor 2—3000 Jahren entworfen worden, dabei so wechselnd in ihren täglichen Gedanken und Geschmacksrichtungen . . . heute ein erklärter Feind jedes Gehorsams, morgen eine Art Leidenschaft für den Dienst an den Tag legend . . . an einem Faden zu führen, wenn Niemand widersteht, unlenkbar, wenn das Beispiel eines Widerstandes einmal gegeben . . . mehr im Stande, gewaltige Pläne zu fassen, als große Unternehmungen zu Ende zu führen u. Interessant sind noch schließlich folgende Worte: ohne die Gründe, welche ich genannt habe (natürlich im ganzen Buche) hätten die Franzosen sie (die Revolution) nicht unternommen, aber man muß erkennen, daß alle diese Gründe zusammen nicht im Stande sind, anderswo als gerade in Frankreich eine ähnliche Revolution zu erklären.

Eine weit größere Rolle spielt die Psychologie bei Taine<sup>1</sup>, dem berühmten und begabten Nachfolger Tocquevilles. Obgleich es im Grunde durchaus verschiedene Naturen sind und sich im Profil ihrer geistigen Persönlichkeit wenig ähnliche Züge entdecken lassen, besitzen sie doch zum Theil dieselben Eigenschaften und zeigen manches Uebereinstimmende in Richtung und Auffassung. Beide stehen über oder vielmehr außerhalb der Parteien, sie sind uneigennütige Jünger der Wahrheit und nicht die blinden Anhänger einer politischen Faction, welche gewohnt sind, die Geschichte zu einem panegyrischen Apologeten der freundlichen und zu einer verdammenen Richterin der feindlichen Partei zu stempeln. Beide lieben ihre Nation und sind stolz auf sie, aber die Liebe irrt und mildert nicht ihr Urtheil. Von Chauvinismus

<sup>1</sup> Taine, geb. 21. April 1821 zu Bouziers (Ardennes), erhielt seine Bildung an der École normale in Paris, studirte hierauf Philologie, um sich dem Lehrfach zu widmen, gab aber diesen Plan auf, um sich ganz seinen wissenschaftlichen Forschungen hingeben zu können. Unter seinen ersten Werken erregten schon «Essai sur Tite Live», «Les philosophes français du XIX. siècle» durch ihre Originalität und Gedankenreife großes Aufsehen, ganz besonders aber lenkte der Verfasser durch seine Geschichte der englischen Literatur die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt auf sich, wobei seine Darstellung von Seiten der Orthodoxen und päpstlichen Partei heftige Angriffe erfuhr. Die Arbeit erhielt daher trotz ihres wissenschaftlichen Werthes den akademischen Preis nicht. Als Entschädigung wurde dem Verfasser auf Vermittelung des Kaisers eine Professur der Geschichte an der École des beaux arts angewiesen. Unter seinen späteren Schriften sind besonders hervorzuheben: «Voyage aux eaux des Pyrénées», dann «Le positivisme anglais», dann «d'Intelligence» und zuletzt sein Hauptwerk: «Les origines de la France contemporaine». Als Kunstschriftsteller ist Taine in der Analyse der Kunstwerke unübertroffen.

findet sich bei ihnen nicht die geringste Spur, und sie denken nicht daran, ihren Gegenstand durch das Vergrößerungsglas der Nationalität zu betrachten. Ferner, beide sind rückhaltslos offen, aufrichtig und unparteiisch im Ausdruck ihrer Meinung, nur ist Taine schroffer und entschiedener, nicht so objectiv maßvoll wie Tocqueville, selbst seine Unparteilichkeit ist nicht frei von Subjectivität, sogar Leidenschaftlichkeit. Sie sind weit entfernt, in der Revolution die göttliche Offenbarung des französischen Volksgeistes zu sehen, die, den langsamen Gang der Geschichte plötzlich und unvermittelt durchbrechend, wie ein *deus ex machina* den heillosen Zuständen der Ungerechtigkeit und Knechtschaft ein Ende machte und mit den Zaubervorten ihres völkerbeglückenden Evangeliums in Frankreich und in der ganzen Welt die Herrschaft der Freiheit, Gerechtigkeit und Vernunft aufrichtete. Mit der unerbittlichen Rücksichtslosigkeit der Wahrheit zerfasern sie die Ideale ihrer Landsleute, und ihr Werk ist ein ernüchterndes Sturzbad für die begeisterungstrunkenen Anhänger der Revolution. Sie verherrlichen, aber sie verurtheilen auch nicht die Revolution, sie wollen sie begreifen und erklären, sie sind überzeugt, daß keine Erscheinung besser vorbereitet, keine so sehr bis in alle Einzelheiten durch natürliche Ursachen bedingt sei; und gerade Taine, dem Jünger des Hegelschen Grundsatzes: „alles Wirkliche ist vernünftig“, konnte es gelingen, die zwingende Nothwendigkeit der Katastrophe mit überwältigender Kraft aus der Vorgeschichte abzuleiten. Beide datiren das moderne Frankreich seit der Revolution, sie wollen sie begreifen, um die moderne Gesellschaft, ihre Entstehung, ihren Charakter zu verstehen, sie sind überzeugt, daß die Wurzeln dieser Gesellschaft in die vorrevolutionäre Zeit hinabreichen. Beide wünschen, daß die Früchte ihrer Studien, ihre theoretischen Urtheile praktisch wirksam werden möchten; aus der gewonnenen historischen Einsicht wollen sie eine politische Lehre für ihre Nation machen. Ihre Lehre ist folgende: „Die socialen und politischen Formen, die ein Volk annehmen und beibehalten kann, stehen nicht in seinem Belieben, sondern werden von seiner Vergangenheit und seinem Charakter bestimmt.“ Sie zeigen nun, wie der Hauptfehler der Revolution darin bestand, daß sie mit der Vergangenheit bewußt und schroff brechen wollte, daß sie nach einem abstracten Schema eine Regierung einzuführen beabsichtigte, welche der früheren total widersprach, daß sie neue Machtformen, neue Rechtsverhältnisse schaffen wollte, ohne die Menschen, wie sie wirklich waren, verändern und umschaffen zu können. Für den neuen Staat gab es keine neuen Menschen, ihre Gefühle, ihre Interessen, ihr Rechtsbewußtsein, ihre intellectuellen und moralischen Anschauungen standen in unlösbarem Zusammenhang mit der Vergangenheit. Diese natürliche, historisch gewordene Beschaffenheit muß zunächst zu Rathe gezogen werden, wo es sich um einen staatlichen Neubau handelte; Taine

und Tocqueville benutzen daher die Geschichte als Spiegel der Selbsterkenntniß für die Nation, „je mehr wir wissen werden, was wir sind, desto rascher werden wir herausfinden, was wir brauchen“. Dann werden wir einsehen, daß wir es nicht nöthig haben, ein neues politisches Haus zu bauen, sondern nur das alte im Einzelnen umbauen müssen, denn in der Hauptsache entspricht es dem unverändert gebliebenen Wesen und Bedürfniß seines Bewohners, und das Haus muß sich nach dem Bewohner, nicht der Bewohner nach dem Hause richten. Im Einklang mit dieser übereinstimmenden Grund-auffassung ist sowohl der Eine wie der Andere von der Nothwendigkeit historischer Körperschaften, wie Adel und Geistlichkeit, überzeugt. Durch Tradition, esprit de corps, sind und bleiben sie die fruchtbarsten Pflegestätten politischer Einsicht und politischer Thatkraft. Taine, besonders aber Tocqueville, verachtet von Grund der Seele die Alles gleichmachende Demokratie mit ihrem sensualisme modéré; sie begünstige wohl einige bürgerliche Privattugenden, wie Familien- und Ordnungsfinn, aber sie biete keinen Ort für die Entfaltung und Entwicklung großer Bürger. Damit hätten wir so ziemlich das Gemeinsame beider Schriftsteller in Urtheil und Tendenz erschöpft, im Uebrigen sind sie sich in der Anlage ihrer geistigen Organisation durchaus entgegengesetzt. Das spiegelt sich schon in der Sprache. „Der Stil ist die Physiognomie des Geistes“, wo gäbe es aber eine größere Verschiedenheit als zwischen der kühlen maßvollen Zurückhaltung Tocquevilles und dem feurig vorwärts dringenden Schwung Taines, der beständig der Wahrheit an den Schopf fährt. Bei Tocqueville ist Alles Zeichnung und Linie, bei Taine Farbe und Malerei. Dem Einen gelingt es, seinen Gedanken knapp und sparsam, aber vollkommen klar auszudrücken, der Andere ist überdeutlich durch Wortverschwendung und Breite. Ganz im Gegensatz zum Aelteren liebt der Jüngere die geschmückte Ausdrucksweise. Tocquevilles Stil gleicht dem einfachen Gewande einer griechischen Schönen, welches Ebenmaß und Harmonie der Formen rein und plastisch hervortreten läßt und doch im edel gemessenen Faltenwurf eigenen Reiz besitzt und Geschmack bekundet. Taines Stil dagegen dem prunkenden Festgewand einer Königin — auch tritt der Gedanke stets mit der Präension auf, zu herrschen — reich verziert mit Perlen und blinkenden Diamanten. Die Perlen sind fast immer echt, die Diamanten selten nachgemacht, ob man dasselbe aber immer von der Königin sagen kann? — Taine ist Sprachvirtuos, „Stilkünstler“, er bewies von Jugend auf eine große Vorliebe und Fähigkeit für die Erlernung fremder Sprachen. Das hat entschieden seinen Formensinn entwickelt und dazu beigetragen, ihm diese geschmeidige Eleganz des Ausdrucks, diese erstaunliche Fülle neuer und origineller Wendungen mitzutheilen, die seine Sprache auszeichnen. Gerade diese formelle Virtuosität trägt aber auch

vielleicht die Schuld an der häufig gerügten Breite und Tautologie seines Stils. Sein Talent geht mit ihm durch, und die Variation wird häufig zur einfachen Wiederholung. Taine verfügt über einen so verschwenderischen Reichtum an Sprachkostüm, daß er unwillkürlich immer wieder dieselben Geistesfinder in neuen Gewändern auftreten läßt: er renommirt mit seiner Garderobe. Der vor wenigen Jahren verstorbene Essayist Carl Hillebrandt hat in seinem geistvollen Aufsatz über den Autor und dessen Werk eine äußerst scharfsinnige und treffende Analyse seines Stils gegeben und darauf hingewiesen, wie sehr „diese Fehler des Reichtums“ den Geschmack verletzen und den Eindruck stören. Das Wesentlichste seiner Ausführungen beruht auf Folgendem: Taine schreibt für den faulen Leser; darum beschränkt er sich nicht wie Tocqueville mit der Andeutung, sondern ist von einer erschöpfenden Gründlichkeit in der Ausführung und logischen Verarbeitung seiner Gedanken. Dem faulen Leser bietet er damit eine erwünschte Arbeitersparniß, für den Denkenden ist er von höchst unwillkommener, ja beleidigender Klarheit. Es ist übrigens möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß die erörterte Stileigenthümlichkeit einer bewußten Absicht des Verfassers entsprang. Er hat vielleicht gar nicht darnach gestrebt, ein Kunstwerk zu schaffen, sondern wollte nur eine Wahrheit überzeugend und wirkungsvoll darstellen. Damit seine Gedanken rein aufgefaßt würden, erstrebt er die größte Deutlichkeit, durch häufige Wiederholung sollten sie dem Gedächtniß des Lesers fest eingeprägt werden, damit er im Stande sei, stets alle Glieder der Schlusskette zu der vom Verfasser gewünschten Folgerung bei der Hand zu haben. Aber allzu scharf macht schartig, die offenkundige Beflissenheit, jeden Zweifel logisch niederzukämpfen, erzeugt Mißtrauen. Der Leser soll rückhaltslos Alles zugeben, sonst wird er von einem Netzwerk von Gründen umstrickt, jede Regung seines Widerspruchsgeistes mit tausend Belegen erstickt. Wir berühren hiermit einen zweiten, in die Augen fallenden Fehler des Autors: er will zu viel beweisen. Taine schreibt immer so, als wenn er dem Vorwurf einer zu unvollständigen Induction entgehen wollte; in einer Geschichtsdarstellung sollte aber das Material nur hier und da als besonders bezeichnendes Beispiel herangezogen werden, das Gesammte könnte aber allenfalls im Anhang oder in den Anmerkungen als Beweis für die Wichtigkeit des inductiven Schlusses gegeben werden. In dieser Hinsicht ist Taine weit entfernt von der verständigen Sparsamkeit Tocquevilles, er ist maßlos im Häufen von Quellenstellen. Aber diese endlose Aneinanderreihung von Citaten stört den reinen Kunstgenuß der Lectüre und verfehlt ihre Wirkung, weil der Leser unter den unaufhörlich auf einen Punkt fallenden Schlägen betäubt wird und gegen das Spätere abstumpft. Man wird einfach müde, sich durch ganze Seiten, mit Gänsefüßen übersäet, durchzuquälen, liest die

ersten Belegstellen und überschlägt alles Uebrige, wobei es denn wohl vorkommen kann, daß Einem manche unter der Masse verborgene kräftige und wirksame Beispiele entgehen. Aber Taine verfehlt nicht nur die beabsichtigte Wirkung, er ruft bisweilen geradezu ein falsches Bild in der Phantasie des Lesers hervor; alles in Folge seiner Gewohnheit, anstatt die gesunde Wahrheit allein zu geben, uns selbst sie inductiv finden zu lassen. Das Letztere wäre ja nur möglich, wenn er uns das gesammte Material, wie er es selbst vor sich hat, zu Gebote stellen würde. Daran ist aber nicht zu denken; er muß also wählen, und wie wählt er? Nehmen wir ein Beispiel, um die Sache klar zu machen. Es handelt sich darum, die unmenschliche Strenge in der Handhabung der Jagdgesetze zu charakterisiren. Taine führt ein Citat an: „Die Waldhüter der Frau A. . . tödteten vier Leute, . . . die sie auf einem Jagdvergehen ertappten“ 2c. 2c. Würde sich nun der Autor mit dieser einen Quellenstelle begnügen, so wäre das weiter nichts als ein erläuterndes Beispiel, und der Eindruck wäre etwa folgender: mein Gott, sogar bis zu solchen Handlungen konnte es in extraordinären Fällen kommen. Nun aber läßt Taine noch mehrere Citate folgen, die dasselbe berichten. Aus dem Beispiel wird jetzt schon Inductionsmaterial, und der Schluß lautet unwillkürlich: in Frankreich war es gang und gäbe, daß die Forstbeamten jeden ertappten Jagdfreuler ohne Weiteres todtzuschlugen, — ein Schluß, mit dem man unbedingt übers Ziel schießen würde, die natürliche Folge des Umstandes, daß der Autor nur immer die extremsten Fälle aufzählt, die man unwillkürlich als Ausdruck der Regel auffaßt. Wenn schon der Leser auf diese Weise leicht zu falschen Verallgemeinerungen gebracht wird, so ist es begreiflich und verzeihlich, heikel aber, wenn man dem Autor denselben Vorwurf machen muß. Besonders gefährlich scheint ihm die unvorsichtige Benutzung der Memoiren geworden zu sein. Man muß bedenken, daß die letzteren meistens Schilderungen von unverkennbar individuellem und localem Gepräge enthalten, wo noch dazu häufig um des literarischen Effects willen die Farben zu stark aufgetragen sind; ihre Nachrichten müssen daher stets mit größter kritischer Reserve zu Folgerungen auf das Allgemeingeltende benutzt werden. Beobachtet man diese Vorsicht nicht, so geräth man nicht nur in fehlerhafte Schlüsse, sondern oft in einfache Widersprüche. Das passirte denn auch Taine nicht allzu selten, „so bei den Schilderungen der Sitten und der Charaktere, wo wir die vornehmen Herren und Damen auf der einen Seite als die unermüdblichsten Centauren und Amazonen, zwanzig Seiten weiter als verweichtlichte Saloncreatures figuriren sehen, welche kaum noch zu gehen, geschweige zu fechten, reiten und jagen wissen. Hier wird der Hof dargestellt, als ob Neid und Ehrgeiz an ihm kaum bekannt wären, da Jedem sein Platz angewiesen, Niemand also ein Recht gehabt habe, das



verletzt werden könnte; dort wird man an alle Kleinlichkeiten Saint-Simon'scher Empfindlichkeit und Eitelkeit erinnert". (Hillebrandt, „Deutsche Rundschau“, Bd. XII, S. 21 u. 22.)

Es ist sehr zu bedauern, daß sich Taine durch seinen wissenschaftlichen Spleen, den Stolz seiner Methode, von dem Wege abbringen läßt, den ihm die Natur vorgezeichnet, daß er — aber man gestatte mir vorher einige Betrachtungen. Die Geschichte ist, man mag sagen, was man will, keine reine Wissenschaft; sie kennt keine allgemeinen Gesetze und Regeln, keine Artbegriffe, welche für die Beurtheilung des Einzelnen ein für allemal geltende wesentliche und fruchtbare Gesichtspunkte zur Verfügung stellen. In der Naturwissenschaft läßt sich z. B. aus dem Gattungsbegriff „Hund“ für jedes bestimmte reale Individuum der Gattung eine Reihe treffender Erkenntnisse ableiten, bevor man noch angefangen hat, das betreffende Einzelobject besonders zu untersuchen. Was bietet uns aber im Vergleich hiermit der Allgemeinbegriff „Volk“ etwa für die Geschichte des jüdischen Volkes? Die Geschichte sieht doch im Grunde ihr wesentliches Ziel in der Sicherstellung des einmal wirklich Geschehenen und Gewesenen, beschränkt sich darauf, Zustände, die dann und dann geherrscht, Ereignisse, die dann und dann passirten, festzustellen. (Vgl. Schopenhauer „Wille und Vorstellung“ Bd. II, Cap. 38.) — Das Mittel, die Vergangenheit wieder zu beleben, liegt in den Resten derselben. Nur in der vorbereitenden Bearbeitung dieser überlieferten Fragmente, in der Sichtung, Reinigung, Werthbestimmung des Materials, d. h. in der sog. Quellenkritik kann man die Spuren eines wissenschaftlichen Verfahrens sehen, weil wir hier wirklich allgemeine Regeln und Gesichtspunkte, d. h. eine kritische Methode besitzen, die uns so herrlich weit, bis an die Sterne weit gebracht. Auf dies Gebiet beschränkt sich mehr oder weniger die Arbeit des Geschichtsforschers. Der Geschichtsschreiber, der aus den gereinigten Resten die ganze Vergangenheit wiederherstellt, muß Künstler sein; ihm darf die ergänzende Kraft der genialen Phantasie nicht fehlen, welche im Fragment das Ganze schaut und mit divinatorischer Ahnung die Lücken des Unerforschbaren ausfüllt. Hermann Grimm in seiner Vorrede zu den kürzlich erschienenen Essays sagt S. 13: „Herausstellen wird sich bald von Neuem, daß der wahre Historiker aus eigenem Vermögen eine Ahnung der Verwandtschaft der Erscheinungen mitbringen müsse, und daß Jemand, der auf dieses Gefühl hin die hinter uns liegende Masse des Geschehenen aus eigener Machtvollkommenheit aufschichtet, in dieser Thätigkeit nicht eine actensichere Berichterstattung, sondern ein Kunstwerk liefere.“ Taine besitzt diese Gaben eines wahren Historikers, welche denen des Dichters verwandt sind, denn die Natur hat ihn zu einem solchen gemacht, sie hat ihm vergönnt, die Wahrheit im Bilde zu schauen und im schönen Bilde

darzustellen. Tocqueville dagegen ist mehr abstracter Denker, nicht die richtige Anschauung selbst, sondern die Frucht derselben, der richtige Begriff liegt ihm am Herzen. Was wir bei ihm abstract begreifen und verstehen, das schauen wir mit unseren Augen bei Taine und fassen und erfassen es unmittelbar in der Anschauung; d. h., wo er seine Methode vergißt und seinem Triebe folgt, wo er uns nicht mit den Quellenstellen selbst überhäuft, sondern den Eindruck wiedergiebt, den sie in seinem Geist hinterlassen. In einem solchen Falle hat sich unbewußt in der dichterisch umschaffenden Phantasie ein eigenthümlicher Reinigungsproceß abgespielt, indem sich die localen und individuellen Variationen der gesammelten Einzelnachrichten gewissermaßen gegenseitig eliminiren. Das spröde Material kommt in Fluß, und das Ergebnis ist ein richtiges inductives Urtheil in Form eines abgerundeten einheitlichen und widerspruchslosen Bildes, das den Kern und das Wesen der Sache, d. h. die Idee rein darstellt. Solche Bilder giebt Taine nicht selten, und sie sind außerordentlich effectvoll in ihrem brillanten, üppigen und farbenreichen Stil. Seine ungemein bewegliche und geschmeidige Phantasie ist im Stande, der vergangenen Wirklichkeit bis in ihre feinsten Details nachzugehen. Als Beispiel für sein hohes Schilderungstalent möchte ich folgende Stelle aus der Kaiserschen Uebersetzung anführen, wo die Reize des feinen und raffinirten Salonlebens beschrieben werden: „Welch feine Physiognomien, alle gewinnend, heiter, alle von Vergnügen und Gefallsucht strahlend! Welche Leichtigkeit in Gang und Haltung! Welch pikante Grazie in der Toilette, im Lächeln, im lebhaften Geplauder, in der Handhabung der Flötenstimmen, in der Roketterie der halbversteckten Meinungen und Wortspiele! Wie unwillkürlich man stehen bleibt, um das mit anzusehen und mit anzuhören! Alles nimmt sich hübsch aus — die geistreichen Köpfechen, die zierlichen Händchen, die zerdrückten Toiletten, die Mienen, die Gesichtchen, die geringste Bewegung, eine trogige oder mürrische Wendung des Kopfes, ein zarter, aus seiner Spitzenhülle hervorlugender Arm, eine elastische, über den Stuhlrahmen hingebeugte Taille, das rasche Säufeln eines geöffneten Fächers — all das erscheint Einem hier als Augenweide, als Geisteschmaus. Hier ist alles Leckerbissen, zarter Genuß für zarte Sinne.“

Besonders originell und geistvoll sind seine literarischen Portraits. Wenn Taine die großen Schriftsteller Voltaire, Montesquieu, Rousseau, Diderot schildert, so giebt er meist in glänzenden Bildern und Vergleichen den Eindruck wieder, denn die geistige Eigenart des Autors im Leser hervorruft, den Charakter ihrer geistigen Production, die Art und Weise, wie sich der Gedankenproceß in ihnen abspielt, gewissermaßen das Temperament der Productionen; der objective Inhalt ihrer Ideen wird flüchtiger berührt: wir erfahren mehr, wie sie denken und wie sie empfinden, als was sie denken

und was sie empfinden. Aber nicht nur im Einzelnen, sondern auch im Ganzen gelingt es ihm, packende Effecte zu erzielen. Wie unheimlich wirkungsvoll sind z. B. die hier und da in der Vorgeschichte zerstreuten plötzlichen Andeutungen auf die kommende Katastrophe, wie Wetterleuchten das nahe Gewitter verkündigend oder wie Leitmotive in der Ouverture der blutigen Oper anklingend. Noch ein paar Worte über die Composition: an klassischer Vollkommenheit läßt sie sich mit der bei Tocqueville nicht messen; bei Taine fehlt vollständig jene kunstvoll absteigende Ordnung vom Allgemeinen zum Besonderen. Er giebt zuerst die leitenden Gesichtspunkte, den Rahmen des Ganzen in der Einleitung und geht dann unvermittelt sofort ins Detail über, um in häufiger Wiederholung auf den Anfangspunkt zurückzuspringen. Besonders augenfällig ist diese Anordnung im ersten Theil, der den Bau der Gesellschaft behandelt. Tocqueville läßt den Leser gewissermaßen aus der Ferne das Gebirge überschauen und führt ihn dann Schritt für Schritt näher, so daß man über den allmählich sich entfaltenden Details den Plan des Ganzen, die Hauptlinien der großen Massen nicht aus dem Auge verliert. Taine stellt allerdings ebenfalls den Leser zuerst auf einen entfernteren Standpunkt, reißt ihn dann aber im Nu fort, bis in die nächste Nähe, wirft ihn in eine Gletscherspalte oder läßt ihn eine Alpenblume bewundern, um ihn dann in Kurzem wieder zu seinem früheren Standort zurückzuführen.

Die Bedeutung des Tocquevilleschen Werkes liegt nach der Seite der ständischen und Verfassungsgeschichte, es ergibt sich das aus dem leitenden Grundgedanken seines Buches und entspricht der bestimmten Absicht des Verfassers, wie er sie in seinem Vorwort S. 7 formulirt, „wir besitzen die Geschichte der berühmtesten Persönlichkeiten, welche damals lebten (nat. z. B. des ancien régime) bis in die Details, was aber die Art und Weise, wie die öffentlichen Angelegenheiten besorgt wurden (dont se conduisaient les affaires), was das wahre Wesen (pratique vraie) der Institutionen, was die exacte Stellung der Klassen einander gegenüber betrifft, . . . besitzen wir nur confuse und oft falsche Vorstellungen“. Tocqueville hat hiermit jedenfalls das Wesentliche, worauf es ankam, getroffen und die Hauptursache der Revolution entdeckt, aber die Hauptursache ist nicht die einzige, eine so verwickelte geschichtliche Erscheinung wie die Revolution kann auch nur durch einen Complex vieler, zum Theil paralleler Ursachen bewirkt worden sein. In diesem Punkt weicht Taine ab und faßt seine Aufgabe tiefer und umfassender als sein Vorgänger, obgleich die Resultate des Letzteren, wie wir des Weiteren ersehen werden, den Grundstock seiner Arbeit bilden (vgl. Hillebrandt Band XII der „Deutschen Rundschau“). Der ältere von Beiden ist Verfassungshistoriker und Politiker, der jüngere Culturohistoriker und Socialpsycholog. Er will von der ganzen vergangenen Welt ein Bild

in epischer Totalität entwerfen, das geistige und materielle Leben aller Glieder des Volks, der Herrschenden und Beherrschten, der Leidenden und Genießenden soll sich vor unserem Auge entfalten. Taine führt uns in die Prunkgemächer der Reichen, und wir bewundern und verurtheilen mit ihm die raffinierte Uebercultur in Toilette, Benehmen, Sprache, und lauschen der geistreichen Conversation über die interessanten Themata der revolutionären Aufklärungsphilosophie — dann zeigt er uns die armelige Hütte des Bauern, wo Alles von Elend, Hunger und Schmutz starrt; wir sehen den Insassen, wie er sein kümmerliches Mahl nach anstrengender Arbeit einnimmt. In seinem stumpfsinnigen Antlitz hat die Entbehrung unauslöschliche Spuren hinterlassen; jetzt eben zerbricht er sich vielleicht den Kopf, wie er nächstens die unerschwinglich hohen Steuern bezahlen soll, wie ihm das noch schwierigere Kunststück gelingen soll, ein paar sauer ersparte Centimes vor den diebischen Klauen des Steuerpächters zu retten zc. Aber nicht nur das Interessante und Merkwürdige aus der Vorgeschichte erfahren wir, sondern auch alles, was für „banal, technisch, langweilig, kleinlich . . . gilt und was den Arbeiter, die Verwaltung und den Haushalt betrifft“. Seine Darstellung soll uns befähigen, Stunde um Stunde die Verwendung eines Tages aufzuzählen, das Menu eines Galadiners herzusagen und die Bestandtheile einer Staats-toilette zu nennen. Durch sie sollen wir lernen, was für Kleider Maria Antoinette getragen, und wie das Kleid des Bauern zu ihrer Zeit ausgesehen zc. zc. Aber auch damit sieht Taine seine Aufgabe noch nicht erschöpft; er will nicht nur ein klares Bild geben, sondern auch das Bild erklären, neben der vollständigen Synthese erhalten wir auch eine vollständige Analyse des Gegenstandes. In den Begebenheiten und Zuständen, hinter der Erscheinung sollen wir die bewegenden Kräfte erkennen, deren Ausdruck sie sind. Als diese Kräfte haben wir zu betrachten: „die Situation, die Leidenschaften, die Ideen und den Willen jeder Gruppe; wir können sie klarlegen, fast messen; sie liegen deutlich vor uns, und wir brauchen uns ihretwegen nicht in Conjecturen, Andeutungen, Zweifel und vage Speculationen einzulassen“. Man sieht, er steht ganz auf naturwissenschaftlichem Standpunkt, nennt sich einen anatomischen Historiker und erklärt seinen Gegenstand, „wie ein Naturforscher sein Insect“, als ein System gesetzlich wirkender Kräfte untersuchen zu wollen. Taine construirt in seiner Vorgeschichte gewissermaßen das Kräfteparallelogramm, deren Resultante die Revolution ist. — Es ergibt sich aus der Beschaffenheit des Objects von selbst, daß die Analyse desselben eine psychologische sein muß. Das Wunderbare liegt nur darin, daß Taine überzeugt ist, eine Methode psychologischer Zerlegung zu besitzen, die, unabhängig von der individuellen Begabung, auch in der Behandlung immaterieller Stoffe eben so unanfechtbare beweiskräftige Ergebnisse liefert, wie das natur-

wissenschaftliche Experimentalverfahren in der Behandlung materieller. Das Werk, mit dem wir uns beschäftigen, gewinnt nun dadurch ein besonderes Interesse, daß Taine hier zum ersten Mal die neuen kritischen Gesichtspunkte, welchen er bisher bei der Beurtheilung literarischer Einzelpersönlichkeiten folgte, auf Klassen, Stände, Gruppen von Individuen anzuwenden versucht. Es ist das seine berühmte Methode mit der *faculté maitraïsse*, die im Grunde auf dem Darwin'schen Satz beruht, daß das Wesen eines jeden Individuums als Product von Vererbung und Umgebung anzusehen ist; nur seine Herkunft und seine Geschichte erklären uns seine Eigenschaften. Wenn Taine also zur kritischen Einsicht in den Genius eines großen Denkers und Dichters gelangen will, fragt er zuerst nach den Gattungsmerkmalen, nach Eltern und Volk, sucht die allen Gliedern der Race und Familie gemeinsamen Ideen und Anschauungen festzustellen, forscht darauf nach der socialen Stellung und den Schicksalen der betreffenden Persönlichkeit, wie und wie innig sie sich mit dem Zeitgeiste berührte, und wie derselbe beschaffen war, aus welchen geistigen Strömungen er bestand; schließlich, nachdem er die Elemente gefunden, betrachtet er das Ergebnis ihrer gegenseitigen Beziehungen und kommt zu dem Schluß, daß Race, Schicksale, Zeitgeist im betreffenden Individuum eine Grundeigenschaft erzeugt und großgezogen haben, etwa wie bei Milton den Sinn fürs Erhabene. Das ist die *faculté maitraïsse*, und aus ihr wird dann das ganze Wesen, alle übrigen Fähigkeiten und Eigenschaften deductiv abgeleitet (vgl. die Vorrede von Ratscher, S. 40). Dies Verfahren kann unmöglich richtig sein, es ist nicht denkbar, daß die armselige *faculté maitraïsse* die zaubermächtige Springwurzel ist, mit der sich die reichen Schätze eines bedeutenden Geistes heben lassen; der Kern des absolut Persönlichen steckt nicht in einem Punkt, in einer Haupteigenschaft, sondern ist schon an und für sich ein unendlich verwickeltes Netz von in, durch, neben einander gehenden Eigenschaften, Kräften, Bestrebungen, ein Mikrokosmos von zahllosen Monaden, die sich keineswegs alle bedingungslos einer Centralmonade unterordnen. Geist und Seele eines jeden Menschen sind wie ein See, der sein Wasser von vielen Quellen empfängt. Indem Taine nur seine *faculté maitraïsse* im Auge behält, leitet er zu viel aus einer Quelle ab; indem er Alles aus einer Ursache folgert, müssen seine Schlüsse häufig falsch sein. — Die oben charakterisirte Methode benutzt nun Taine bei seinem geschichtlichen Thema. So hat er z. B., nachdem er Sitten und Persönlichkeiten des *ancien régime* studirt, gefunden, daß (S. 44) „die zwei stärksten und allgemeinsten Kräfte, welche den Menschen beeinflussen, die sociale Stellung und der Nationalcharakter, aus dem alten französischen Edelmann nichts als einen Gesellschaftsmenschen machen mußten“. Dieser eine Umstand genügt ihm nun, Alles daraus zu



entnehmen, was Geist, Sprache, Benehmen, Handlungsweise der ganzen Klasse anbetrifft. So scharfsinnig und geistvoll seine Schlüsse auch sind, erweisen sie sich keineswegs immer als logisch haltbar. — Merkwürdig, daß ein Mensch sich über die Bedeutung seiner Leistung täuschen kann. Es geht Taine mit seinem Steckenpferde, wie Kindern mit dem ihrigen. Wie diese sich einbilden, von dem hölzernen Wesen, das sie zwischen den Beinen haben, im Nu fortgetragen zu werden, während es doch nur ihre natürlichen Beine sind, denen sie ihr Fortkommen verdanken, so geht es auch Taine mit seiner Methode. Nicht ihr ist er zu Dank verpflichtet für das, was er leistet, sondern seinen angeborenen und geübten Fähigkeiten, seinem hellen Verstande, seiner originellen Phantasie, seinen ausgebreiteten Kenntnissen, seiner umfassenden Bildung. Taines Bildungsbedürfnis war eben so groß wie seine Bildungsfähigkeit. Alles wollte, Alles konnte er sich aneignen. Die Kraft und Schnelligkeit seiner geistigen Assimilation war erstaunlich, „in einer Woche gelingt es ihm zu leisten, was Andere nicht in einem Monat zu Stande bringen“; in vielen Zweigen der Wissenschaften hat er sich beschäftigt und war in den meisten über die Grundelemente weit hinausgekommen: Mathematik, Philologie, Nationalökonomie, Naturwissenschaften, Philosophie, Literatur, Cultur und politische Geschichte. Sein bunter Stil spiegelt seine bunte Bildung — die Bildung des 19. Jahrhunderts. Kaum ein epochemachender Gedanke unserer Zeit ist ihm unbekannt geblieben, kaum ein hervorragender Denker ohne Einfluß auf ihn gewesen. Die Sätze der darwinistischen Descendenztheorie sind unerschütterliche Dogmen für ihn, und mit Schopenhauer leugnet er die Freiheit des Willens und nennt die Religion „ein von Glauben begleitetes metaphysisches Gedicht“.

Die reichen angeborenen und erworbenen Schätze seiner Begabung und Bildung kommen seinem Werke zu gut, und es verlohnt sich wohl der Mühe, den Gedankengang desselben wiederzugeben.

(Schluß folgt.)





## Virogows Erinnerungen an Dorpat.<sup>1</sup>

Für mich war der angenehmste Besuch in Dorpat der im Moierischen Hause. Iwan Philippowitsch Moier (A. a. 89), ein Estländer, väterlicherseits holländischer Abstammung, war Professor der Chirurgie.

Mit dem Namen Moier verbinden sich in mir verschiedene Gefühle. Ja, Gefühle erhalten sich im Gedächtniß ebenso wie Kenntnisse. Und diese Gefühle sind nicht einheitlich! Ich empfinde gegen Moier erstens ein Gefühl unbegrenzter Dankbarkeit und zugleich ein Gefühl des Mergers über mich und über ihn; warum dieses tiefe Gefühl der Dankbarkeit in meiner Seele nicht ganz rein und tadellos geblieben ist, wird meine fernere Erzählung erklären; erst muß ich übrigens noch auf Peremoschtschikow zurückkommen.

Er hatte natürlich die Aufgabe, ein wachsames Auge auf unsere Aufführung zu haben; aber Formalist, wie er war, glaubte er vor der Obrigkeit durch nichts seinen Eifer so beweisen zu können, wie durch häufige und unvermuthete Besuche. So kam er einst zu uns (im Hause Rehberg, gegenüber dem Moierischen Hause); ich war gerade im Colleg. Er setzt sich in ein Durchgangszimmer und unterhält sich mit meinen „Stubenfläuschen“ (Schichowsky und Kornuchtrozky). Ich komme ohne Ahnung von dem Besuche direct von draußen, wie gewöhnlich die Mütze auf dem Kopfe, und gehe in mein Zimmer; erst wie ich die Thür desselben aufmache, bemerke ich, daß Peremoschtschikow in der anderen Ecke sitzt. Aber, da war es schon zu spät.

<sup>1</sup> Vgl. Bd. XXXIX der „Balt. Mon.“ (1892) S. 618 ff.

Perewoschtschikow hatte gesehen, daß ich mit der Mütze hereingekommen war und sie nicht sofort vor ihm abgenommen hatte; das legte er mir als Nichtachtung der Obrigkeit aus und berichtete noch obendrein, wie ich später erfuhr, darüber nach Petersburg, an seine Oberbehörde. Mir war so etwas nicht im Entferntesten eingefallen, um so mehr als ich, nachdem ich Toilette gemacht, aus meinem Zimmer herauskam und an dem allgemeinen Gespräch zwischen Perewoschtschikow und meinen „Bürgern“ Theil nahm; er verrieth durch keine Miene, daß er mit mir unzufrieden sei. Aber am Ende des Semesters ruft mich Perewoschtschikow in sein Cabinet, verschließt sorgfältig die Thür, setzt sich neben mich, und in geheimnißvollem Flüsterton fragt er mich nach seiner Gewohnheit, langsam und mit ausdrucksvoller Betonung: „Sagen Sie mal, Pirogow, welche Recommendation über Ihr Betragen soll ich denn der höchsten Obrigkeit machen?“

Ich war verblüfft. Endlich faßte ich mir ein Herz und sagte: „Ganz nach Belieben, Wassily Michailowitsch; ich kann dabei nichts thun.“

„Aber, urtheilen Sie selbst, kann ich nach den Beweisen der Nichtachtung gegen die Vorgesetzten, wie ich sie bei Ihnen Gelegenheit hatte, zu beobachten, — kann ich Sie da mit gutem Gewissen empfehlen?“

„Was soll das heißen?“ — dachte ich und verfiel gar nicht darauf, was er eigentlich meinte. Ich bat um nähere Erklärung. Die Sache kam zur Sprache. Das war mir denn doch zu arg, und so jung ich auch war, — sobald ich erkannt hatte, daß ich mit Bosheit oder Monomanie zu thun habe — stand ich auf und sagte: „Wassily Iwanowitsch, Sie können ja gewiß Jeden vor der Obrigkeit anschwärzen, wenn Sie wollen; aber Eines darf ich wohl von Ihnen fordern, daß Sie Ihren Bericht über mich mit der Thatsache begründen, auf welche Sie sich stützen.“ Mit diesen Worten empfahl ich mich und — ward nicht mehr gesehen (wie Pirogow in Anlehnung an die bekannte Krylow'sche Fabel sagt: *къ Демьяну ни ногой*). Wie der Bericht Perewoschtschikow's in Petersburg lautete, weiß ich nicht; aus Petersburg wurde mir ein strenger Verweis durch denselben ertheilt, doch konnte er mir ihn nicht mehr verabfolgen. Die Verhältnisse hatten sich geändert. Ich sah ihn von da an nur noch auf der Straße und erinnere mich nicht einmal mehr, ob ich ihm meinen Abschiedsbesuch gemacht habe, als er nach einem Scandale, den ihm die Studenten im Colleg bereiteten, entlassen wurde. Er wurde von ihnen nämlich wegen seiner Spionage, Pedanterie und Empfindlichkeit „ausgetrommelt“<sup>1</sup>.

<sup>1</sup> Etwas anders stellt Anders S. 286 f., der Perewoschtschikow, dessen Vorlesungen er drei Jahre fleißig besucht hat, überhaupt günstiger beurtheilt, die Sache dar: „Perewoschtschikow war in des famosen Magnitzky Zeit klösterlich im Seminar erzogen worden und betrachtete die Universität nur als Schule, ohne das geringste

Die Familie Moiers, der mich vor den Verleumdungen unseres Argus schützte, bestand aus drei Personen: dem Professor selbst, seiner Schwiegermutter Katharina Afanasjewna Protassow (geb. Bunin) und der 7—8jährigen Tochter Katja. Moiers Frau, die ältere Tochter der Protassow, war schon längst gestorben, und Moier blieb Wittwer bis an sein Lebensende.

Das war eine bemerkenswerthe und hochbegabte Persönlichkeit. Schon sein Aeußeres war außergewöhnlich. Hoch von Wuchs, corpulent, aber nicht aufgedunsen, breitschultrig, mit starken Gesichtszügen, klugen, blauen Augen, die unter dichten, etwas herabhängenden Augenbrauen hervorlugten, mit dichten, schon ergrauten, borstigen Haaren, mit langen, rothen Fingern, konnte Moier als der Typus eines stattlichen Mannes gelten. In der Jugend muß er ein sehr hübscher Blondin gewesen sein. Seine Rede war immer klar, besonnen, ausdrucksvoll. Seine Vorträge zeichneten sich durch Einfachheit, Klarheit und plastische Anschaulichkeit aus. Er besaß ein ungewöhnliches musikalisches Talent; man konnte ganze Stunden lang seinem Klavierpiel — er spielte besonders gern Beethoven — mit Genuß zuhören. Wenn er sich ans Fortepiano setzte, so vertiefte er sich derart in das Spiel, daß er seine Umgebung ganz vergaß. Etwas kurzſichtig, trug er beständig eine große silberne Brille, welche er bisweilen bei Vornahme von Operationen abnahm.

Verständniß für akademische Freiheit.“ Perewoschtschikow hatte Anders seines Fleißes wegen lieb gewonnen und, was bei seinem steifleinernen, hagebüchernen Wesen eigentlich unbegreiflich ist, neckte ihn sogar zuweilen; andererseits „warnte er mich vor der freieren Richtung der russischen Literatur (die neuere romantische Poesie) mit Thränen in den Augen und bat meinen Vater, seinen Einfluß über mich in derselben Richtung geltend zu machen, was mir äußerst rührend war. Er empfing mich auch gern in seinem Hause, wo ich ihn als zärtlichen Familienwater kennen lernte“.

„Die sog. Professorstudenten waren Perewoschtschikows besonderer Aufsicht unterstellt. Er besuchte sie auf ihren Zimmern, und da mehrere von ihnen zientlich unordentlich und cynisch lebten, meldete er Solches aus Gewissenhaftigkeit dem Curator (soll heißen Minister) Lieven, dabei äusernd, daß sich der Geist unter den Studenten unter dem Rectorat von Ewers verschlimmert habe. Namentlich hatte er sich über den nachher so berühmt gewordenen Pirogow ungünstig ausgesprochen. Dieser aber hatte eben der Universität eine ausgezeichnete chirurgische Preisarbeit eingekiesert, die am 12. December mit der goldenen Medaille gekrönt wurde. Ewers, über jene Anklage von Lieven befragt, sandte diesem das Urtheil der medicinischen Facultät über Pirogows Arbeit und veranlaßte zugleich das Conseil, die Frage zu beantworten, ob der Geist unter den Studenten sich unter seinem Rectorate verbessert oder verschlimmert habe. Die Professoren sprachen sich einstimmig für das Erstere aus. Pirogow erhielt darauf von der Kaiserin eine kostbare, goldene Uhr nebst goldener Kette, Ewers den Amensstern, Perewoschtschikow aber einen Verweis. Nach einigen Verdrießlichkeiten mit den Studenten wurde Perewoschtschikow pensionirt und verließ Dorpat.“

Der Charakter Moiers kann mit einem Worte nicht erschöpfend bezeichnet werden; im Allgemeinen kann man sagen, daß er begabt und bequem war. Die Bequemlichkeit, oder richtiger der Quietismus Moiers ging zuweilen so weit, daß er, wenn er ein interessantes Gespräch mit einem Bekannten angefangen hatte, Geschäfte, die keinen Aufschub duldeten, ruhig liegen ließ; sein in statu quo zu ändern, irgend eine neue Arbeit zu beginnen oder sich mit der Erledigung einer aufgeschobenen Arbeit zu beschäftigen — das war für Moier ein Greuel. Er machte sich an eine Arbeit von verschiedenen Seiten, rückte ihr näher, wich wieder zurück und überließ sich wieder seinem Quietismus.

Zu unserer Zeit hatte Moier auf dem Gute seiner Tochter im Drelschen Gouvernement schon viel zu thun, reiste in den Ferien zuweilen dorthin und war gegen seine Wissenschaft schon ziemlich kühl geworden, las wenig; Operationen, besonders schwierige und riskirte, liebte er nicht, Privatpraxis hatte er beinahe gar keine, und in der Klinik stand oft der größere Theil der Betten unbefetzt.

Das wissenschaftliche Interesse Moiers belebte sich aber sichtlich wieder einigermaßen, als einige junge Leute, die sich eifrig mit Chirurgie und Anatomie beschäftigten, und wozu außer mir Inojenzow<sup>1</sup>, Dahl<sup>2</sup>, Liphardt<sup>3</sup> gehörten, auf der Bühne erschienen. Zum Erstaunen Aller, die ihn kannten, ging er in seinem Interesse so weit, daß er sich mit uns zusammen stundenlang mit Leichenpräparaten im Anatomikum beschäftigte.

Doch trotz seiner Gleichgiltigkeit gegen die Wissenschaft und seines Quietismus brachte Moier seinen Schülern durch seinen praktischen Verstand und seine gediegene, in einer der berühmtesten Schulen erworbene Bildung großen Nutzen. Er hatte vorzugsweise in Italien, in Pavia studirt, in der Schule des berühmten Ant. Scarpa und zwar zu der Zeit, als dieser Chirurg sich auf der Sonnenhöhe seines Ruhmes befand. Der Besuch der Hospitäler in Mailand und Wien, wo damals Rust lehrte, hatte die chirurgische Bildung Moiers abgeschlossen.

Nach Rußland zurückgekehrt, wurde er sofort Chirurg in den Kriegshospitälern, welche von den Verwundeten des vaterländischen Krieges von 1812 überfüllt waren. Als Operateur verfügte Moier über eine echt chirurgische Gewandtheit, ohne Hast, Uebereilung und Gewaltthätigkeit. Er machte seine Operationen mit Gefühl, Verstand und Würde. Als Arzt konnte Moier das Mediciniren nicht leiden, er hatte kein Zutrauen zu Recepten und von

<sup>1</sup> A. a. 2576. Inojenzow, Fedor, aus Kaluga, geb. 1802, (Arzt) med. 1828—33, Dr. med. Prof. der Chirurgie an der Universität Moskau, auch consultirendes Mitglied des Medicinalconseils des Ministeriums des Inneren. Wirkl. St. R. † 1869.

<sup>2</sup> und <sup>3</sup> über Dahl und Karl v. Liphardt s. weiter unten.



äußerlichen Mitteln verordnete er beinahe nur Bähungen zur Heilung von Wunden<sup>1</sup>.

Katharina Afanasjewna Protassow war eine untersetzte, gebückte Alte von 66 Jahren<sup>2</sup>, hatte aber noch ein frisches, angenehmes Gesicht, kluge graue Augen und feine, freundlich lächelnde Lippen. Obgleich sie eine Brille trug, sah sie doch noch so scharf, daß sie auf Canevas ausnähen konnte, worin sie Künstlerin war; sie liebte vorzulesen und sprach mit gleichmäßiger, noch immer ziemlich wohlklingender Stimme; seit langer Zeit litt sie, mindestens einmal im Monat, an Migräne und trug deshalb über der Haube noch immer ein seidenes Tuch um den Kopf.

Diese ehrwürdige Dame wurde nun, wahrscheinlich durch meine Jugend und Unerfahrenheit dazu veranlaßt, meine Beschützerin. Sie interessirte sich für mein früheres Leben in Moskau, erkundigte sich nach meinen Familienverhältnissen, und da sie durch Moier von dem Verweise gehört hatte, den ich aus Petersburg auf den Bericht Perewoschtschikows hin erhalten, veranlaßte sie mich, ihr offen und ausführlich den Vorfall zu erzählen.

Um meinetwillen, allerdings nicht auf meine Veranlassung, kam es sogar zu einer Ausöhnung zwischen zwei Familien: die Frau Perewoschtschikows (wenn ich nicht irre, eine geb. Knjashewitsch, Katharina Matwejewna) und ihre Tochter, welche Katharina Afanasjewna früher oft besucht hatte, hatten ihre Beziehungen abgebrochen. Als gegen Ende des Semesters der Miethtermin in meinem Quartier, Haus Rehberg, abließ, schlug mir Katharina

<sup>1</sup> Interessant ist es, mit der obigen Darstellung Pirogow's die Charakteristik Moier's bei Anders S. 230 zu vergleichen: „Der Professor Moier, ein Estländer, war ein tüchtiger Chirurg, und man wußte in Dorpat viel von seinen geschickten Operationen zu erzählen. Später wurde er sehr bequem und schob solche und andere Arbeiten oft zu lange auf. Als er gerade Rector war, meldete sich bei ihm ein ihm bekannter Examinand: „Ich habe bei Ew. Magnificenz den Professor Moier zu verklagen, bei dem ich das einzige Fach noch abzumachen habe und der mich wiederholt abgewiesen.“ Moier: „Nun, kommen Sie morgen. Ich stehe Ihnen dafür, er wird Sie vornehmen.“

Moier war persönlich sehr beliebt und bekam während meiner Studentenzeit (1823—29) auch einen solennen Fackelzug. Er war musikalisch, konnte stundenlang auf dem Clavier phantasiren und sich dabei ganz vergessen.

Moier erwarb in Dorpat eine sehr lebenswürdige Frau, eine Russin, geb. Protassow, deren ehrwürdige Mutter auch in seinem Hause lebte. Der Pflegesohn diejer Lehre, der berühmte Dichter Schukowsky, der die Moier und ihre Schwester, die schöne Wojeikow, in schönen Liedern besungen, kam um dieser Beziehungen willen ebenfalls nach Dorpat zum Besuch. Er soll zum Curator der Universität bestimmt gewesen sein, und sein Freund, der Dr. Seidlitz, hatte schon ein Quartier für ihn gemiethet; aber es kam doch nicht dazu.“ Lehtere Notiz (s. oben) ist nicht ganz richtig.

<sup>2</sup> Ein kleiner Irrthum. Frau Protassow war 1770 geboren, zählte also 1828, als Pirogow nach Dorpat kam, 58 Jahre.

Afanasjewna vor, in ihr Haus zu ziehen, und da lebte ich einige Monate, bis ich eine Wohnung in der Klinik bezog, welche ich bis zu meiner Abreise ins Ausland mit Inosenzow theilte. Moier fand, wohl durch Vermittelung Katharina Afanasjewnas, Mittel, mich zu rechtfertigen. Jedenfalls hatte der Bericht Peremoschtschikows für mich keine schlimmen Folgen, um so mehr, als ich an einem von der Facultät gestellten chirurgischen Thema über die Unterbindung von Arterien fleißig arbeitete und dafür später die goldene Medaille erhielt. Ich triumphirte und nicht ohne Grund. Ich arbeitete. Tags über saß ich im Anatomikum über dem Präpariren verschiedener durch Arterienverästelungen durchzogenen Partien, machte Versuche mit Unterbindung von Arterien bei Hunden und Kälbern, las, compilirte und schrieb eifrig.

Das Latein zu feilen halfen mir zwei Commilitonen, welche Philologen waren, Krjukow<sup>1</sup> und Schljarewsky. Die Dissertation, 50 Bogen Schreibpapier, fiel gut aus und machte unter Studenten wie unter Professoren von sich reden. Die Zeichnungen von meinen Präparaten der Arterien an Leichen, nach der Natur in natürlicher Größe gezeichnet, sollen noch im Anatomikum in Dorpat hängen.

Die gute Katharina Afanasjewna forderte mich auf, ihr beständiger Tischgenosse zu sein, und von da an bin ich beinahe fünf Jahre Hausfreund bei Moier gewesen. Da wurde ich auch mit Wassily Andrejewitsch Schukowsky bekannt. Der Dichter war ein natürlicher Sohn (von einer gefangenen Türkin) ihres Vaters Bunin, war in ihrem Hause erzogen worden und hatte sich in seine ältere Nichte, welche später Moier heirathete, verliebt, doch Katharina Afanasjewna hatte ihre Einwilligung zu dieser Ehe, welche sie für eine Sünde hielt, versagt.

Ich erinnere mich deutlich, wie einst Schukowsky das Manuscript von Puschkins „Boris Godunow“ mitgebracht hatte und es Katharina Afanasjewna vorlas; ich erinnere mich eben so gut noch dessen, wie mir bei den Worten Godunows: „und blutige Kinder vor den Augen“ ein Schauer über den Rücken lief.

Eine vorübergehende Störung in den freundlichen Beziehungen zur Moierschen Familie erfolgte durch eine böswillige Klatscherei Inosenzows, des „Burgers“ von Pirogow. Letzterer hatte sich einmal erkältet und war unwohl; Moier besuchte ihn und machte dabei eine ziemlich deutliche Anspielung, daß Pirogow sich durch Branntwein zu Grunde richte. Darüber entrüstet, geht der Kranke zu seiner alten Freundin und erklärt ihr, daß er, mit solchem Verdachte belastet, in ihrem Hause nicht mehr verkehren könne.

<sup>1</sup> A. a. 2540. Krjukow, Dmitri, aus Kasan, geb. 8. April 1809, (Cand.) philol. 1828—33. Dr. phil., Professor an der Universität in Moskau. St.-R. † 1844.

Nun kam es heraus: Inosenzew hatte den sonst äußerst nüchternen Pirogow zwei Mal in sehr fröhlicher Stimmung mit dem Kneipgenie Schumansky zusammen gesehen, bei dem der junge Pirogow zum ersten Mal in seinem Leben Branntwein getrunken hatte. — Diese Klatscherei trennte die beiden jungen Chirurgen für ihr ganzes akademisches Leben in Dorpat, obgleich sie noch vier Jahre in der Klinik in demselben Zimmer wohnten.

Zur Zeit unseres Aufenthaltes in Dorpat erfreute sich die Universität eines großen Rufes in Rußland. Und wirklich war der größte Theil der Lehrstühle mit ausgezeichneten Kräften, dem berühmten Rector Ewers (Historiker) an der Spitze, besetzt: Struve (Astronom), Lebedour, Parrot (Sohn des Akademikers), Rathke (Physiolog), Clossius (Jurist), Gischscholtz (Zoolog); unter den Medicinern zeichnete sich durch ungewöhnliche Belesenheit und Gelehrsamkeit Professor Erdmann<sup>1</sup> aus, er war früher in Kasan gewesen, aber von dort zugleich mit dem Professor der Mathematik Bartels (der als Lehrer in der Schweiz — im Philanthropin Eschaeners Matenfels-Reichenau — College von Louis Philipp gewesen war) vertrieben worden. Die Vertreibung der deutschen Gelehrten von der Universität zu Kasan war ein Nachwerk Magnitkys. In der Zeit des Professoreninstituts wurden nach Dorpat auch junge Russen aus anderen Ressorts geschickt: von der Akademie der Wissenschaften Sagorsky<sup>2</sup> (Physiolog) und Spörer<sup>3</sup> (Chemiker) als Eleven. Dem Professor der Astronomie, Struve, wurden 10 Officiere vom Stab, der Suite und der Marine zu Studien im Observatorium zugesandt.

Das Ressort der Kaiserin Marie schickte 6 oder 7 Personen aus dem Findelhause; endlich kamen auch viele Privatpersonen nach Dorpat, sei es nun Studirens halber, oder weil es nun einmal so Mode war und zum

<sup>1</sup> Ueber die genannten Professoren s. Anders: Ewers S. 285, Clossius S. 219, Erdmann S. 227, Gischscholtz S. 229.

<sup>2</sup> A. a. 2561. Sagorsky, Alex., aus Petersburg, geb. 14. Aug 1807 (hatte in Petersburg Mathematik studirt), med. 1828—33, Dr. med., erhielt 1830 die silberne Preismedaille, 1833—45 Conservator des anatom. Cabinets der Akademie der Wissenschaften, auch 1835—36 Arzt beim Marieninstitut, 1835—38 Professoradjunct und 1838—60 Professor der Physiologie an der medico-chirurgischen Akademie in Petersburg, auch bis 1867 gelehrter Secretär und seit 1867 Mitglied des Medicinalconzeils des Ministeriums des Inneren, war auch bis 1888 Docent für gerichtliche Medicin an der Rechtsschule in Petersburg. Geh.-R. † zu Petersburg 24. Sept. 1888.

<sup>3</sup> A. a. 2562. Scherer, M., aus Petersburg, geb. 22. Jan. 1809, phil. 1828 bis 1833, Cand. — Beamter für besondere Aufträge im Finanzministerium, 1867 verabschiedet. Geh.-R. † zu Petersburg 4. Juni 1875. — Pirogow muß sich verschrieben oder ihn mit Spörer A. a. 1252, der aber von 1818—23 in Dorpat Medicin studirte, verwechselt haben.

guten Ton gehörte. So kamen in unserer Zeit drei Gebrüder Karamsin<sup>1</sup>, Graf Sollogub<sup>2</sup>, Murawjew, zwei Brüder Grafen Wittgenstein<sup>3</sup>, Tutolmin, Matwejew<sup>4</sup>, und noch vor unserer Zeit war der Sänger studentischer Trinkgelage, Jashkow, schon da und Andere.

Die Mehrzahl von ihnen beendigte den Universitätscurfus nicht, aber beinahe alle trugen die Studententracht: hohe Stiefel, Kragen, kleine Mützen.

Die Studentenuniform in Dorpat diente vielleicht auch als Lockmittel. Das war nicht die ärmliche Uniform der anderen russischen Universitäten jener Zeit. Der dorpater Student hatte einen goldblitzenden, schwarz-samtnen Kragen auf blauer Uniform, reich ausgestickt mit goldenen Eichenblättern, welche mehr als die Hälfte des Kragens einnahmen. Auf Bällen und im Theater machte diese Uniform Effect.

Als Kaiser Nikolai während des Türkenskrieges durch Dorpat fuhr (1829, s. bei Anders S. 292 f. die interessante Schilderung), wurde ihm eine Ehrenwache aus Studenten gebildet; in ihren kleidsamen Uniformen, mit weißen, straff anliegenden Beinleidern und hohen Stiefeln erregten die stattlichen, hübsch gewachsenen Studentenwachen die Aufmerksamkeit des Zaren, und da er nichts gegen diese Uniformirung bemerkte, wurde sie als eine gesetzlich erlaubte betrachtet.

Mit Ausnahme von uns, die wir nach schon erfolgter Beendigung des Curfes auf russischen Universitäten nach Dorpat geschickt worden waren, und zwei oder drei anderen Russen, bekam allen übrigen der Aufenthalt in

<sup>1</sup> A. a. 3106. Karamsin, Andrei, aus Moskau, geb. 24. Oct. 1814, dipl. 1832—33. Oberst der reitenden Garde-Artillerie a. D., trat während des Krimkrieges wieder in den Dienst. † bei Statina in der Walachei 23. Mai 1854.

<sup>2</sup> A. a. 3107. Karamsin, Alex., aus Moskau, geb. 31. Dec. 1815, dipl. 1832—33. Ist Gutsbesitzer im Kreise Sergatsch (Gouv. Nishny-Nowgorod), Fähurich der reitenden Garde-Artillerie a. D., Kreisadelsmarschall.

<sup>3</sup> A. a. 2834. Graf Sollogub, Woldemar, aus Petersburg, geb. 6. April 1813, phil., dipl. 1830—33, grad. stud. Attaché der russischen Botschaft zu Wien, beschäftigte sich dann mehrere Jahre mit literarischen Arbeiten, seit 1850 Beamter zu besonderen Aufträgen beim Fürsten Woronzow in Tiflis, lebte hierauf in Dorpat, seit 1865 in Moskau, Dirigirender der Corrections- und Arbeitshäuser daselbst und Director des Comité's der Fürsorge für die Gefängnisse; russ. Schriftsteller, Verfasser des Tarantas u. Kammerherr. Wirkl. St.-R. † zu Bad Homburg 5./17. Juni 1882. (Die drei Grafen Sollogub, Alex. A. a. 7775, Mich. A. a. 9415 und Math. A. a. 9415 sind aus viel späterer Zeit.)

<sup>4</sup> A. a. 2751. Graf (später Fürst) Wittgenstein, Nik., aus Livland, geb. 9. März 1811. Mil.-Wiss. 1829—30. Cavalleriemajor a. D., war Beamter für besondere Aufträge beim Generalgouverneur in Riga, dann Gutsbesitzer im Zmeren des Reichs. † zu Zarstkoje Esjelo 27. Febr. 1867.

<sup>5</sup> A. a. 3280. Matwejew, Alex., aus Moskau, geb. 17. März 1816, cam., dipl. 1834—39.

Dorpat nicht gut. Die Karamjins und Sollogubs haben kaum etwas aus dem wissenschaftlichen dörptschen Leben davongetragen, als die Bekanntschaft mit dem studentischen Comment; andere, wie z. B. Jasykow, die Zöglinge aus dem Ressort der Kaiserin Marie und die aus Moskau und Petersburg stammenden Halbrussen und Halbdeutschen tranken sich zu Schanden und zogen nach einigen Jahren in kläglicher Verfassung ab. Nur zwei von ihnen, Wass. Fed. Fedorow<sup>1</sup> und Kantemirow<sup>2</sup>, brachten es zu etwas, aber nicht auf lange. Fedorow, ein sehr tüchtiger Astronom, machte die Expedition Parrots auf den Ararat, dann nach Sibirien mit, wurde dann Professor der Astronomie in Kiew und Rector der Universität, aber er konnte das Trinken nicht lassen und starb früh. Kantemirow wurde Dr. med., war im Ausland, aber starb ebenfalls früh in Folge von Blutarmuth und Kachexie.

In Dorpat bewahrheitete sich ein russisches Sprichwort gerade umgekehrt. In Rußland heißt es: „Was für den Russen gesund ist, das ist für den Deutschen Gift“, aber in Dorpat konnte man umgekehrt sagen: „Was für den Deutschen gesund ist, das ist für den Russen Gift.“ Die deutschen Studenten kneipten, tranken Bier in sich wie in ein Faß ohne Boden, duellirten sich, nahmen ganze Jahre kein Buch in die Hand — aber auf einmal waren sie wie neugeboren und fingen eben so eifrig an zu arbeiten, wie sie früher gezecht hatten, und beendeten ihre akademische Laufbahn mit dem glänzendsten Erfolge.

Wir Russen aus dem Professoreninstitut — Professor-Embryonen, wie uns die deutschen Studenten nannten — wir kamen, Gott sei Dank, noch alle ungeschlagen davon; aber wir verkehrten auch mit keiner Studentencorporation und nahmen weder an Commercen, noch an sonstigem studentischen Zeitvertreibe Theil, und ich z. B. hatte trotz meiner Jugend überhaupt gar keine Lust am studentischen Treiben in Dorpat. Nur zweimal habe ich aus Neugierde Commerce besucht, und auch das erst später, nach Beendigung des Cursus.

Aber wie seltsam auch in unserer Zeit dieser Anachronismus ist, den

<sup>1</sup> A. a. 1780. Fedorow, Wassily, aus Petersburg, geb. 22. April 1802, math. 1823—27, cand. phil.; erhielt 1827 die goldene Preismedaille mit der Auszeichnung, daß seine Arbeit des Druckes auf Kosten der Universität gewürdigt wurde. Seit 1825 Gehilfe des Directors der Sternwarte in Dorpat, machte 1829 unter F. Parrot die Reise nach dem Ararat, hielt sich 1832—36 in Westsibirien auf behufs Bestimmung der geographischen Lage verschiedener Orte, 1837—55 Professor an der Universität in Kiew, 1843 auch Rector derselben, Dr. phil., auch correspondirendes Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Petersburg. St. R. † 24. März 1855.

<sup>2</sup> A. a. 2606. Kantemirow, Mich., aus Moskau, med. 1829—35, Dr. med. War Arzt im Inneren des Reichs. † um 1845.

das studentische Leben mit seinen mittelalterlichen Gebräuchen für einen unbetheiligten Zuschauer darbietet, so muß man doch zugeben, daß es vieles für sich hat: erstens, gleich das himmelschreiendste dieser Uebel — das Duell — bewirkt, daß auf keiner einzigen von unseren Universitäten die gegenseitigen Beziehungen der Studenten eine solche Höflichkeit, einen solchen feinen Ton erreichen wie in Dorpat. Von Schlägereien, Ohrfeigen, öffentlichem Schimpfen kann unter ihnen auch nicht die Rede sein.

Die Duelle haben einigen Duzenden hoffnungsvoller Jünglinge das Leben gekostet; das ist ohne Zweifel sehr betrübend, und die Eltern, die im Duell ihre Söhne verloren haben, sind vollauf berechtigt, gegen diesen barbarischen Brauch aufzutreten. Aber was soll man in Ermangelung eines besseren Mittels machen, wenn man in die Lage kommt, sich seiner Haut erwehren zu müssen. Und die Grobheit der Lebensformen und des Umganges im Studentenleben zwischen Commilitonen verdirbt auch das Leben und ist kein geringeres Uebel, als das Duell. Auf der Universität zu Moskau habe ich widerwärtige Scenen im Studentenleben als Augenzeuge erlebt, Scenen, die eben nur der Ausfluß der Grobheit und Ungechliffenheit in dem Umgangstone waren. Faustkämpfe, Prügeleien, Ohrfeigen, öffentliche Insulten und gemeine Schimpfworte waren keine ungewöhnlichen Erscheinungen.

Da steht vor mir, ich erinnere mich seiner noch deutlich, ein Seminarist Mar s o w, ein Kerl von einem Faden Länge, mit struppigen Haaren am ganzen Leib. Ich will an ihm vorbei ins Auditorium, an meinen Platz.

„Du Ferkel, was hast Du hier zu suchen? Warte nur, Du sollst einen Klaps kriegen!“

Die Anderen lachen. Was ist da zu machen? Der Kerl hätte mich wirklich gepackt, Alle hätten wirklich gelacht und die Sache wäre zu Ende gewesen. Wo aber ein sog. Comment besteht, da sind Rohheit, Entwürdigung durch grobe Insulten undenkbar, da giebt es ein Ehrengericht, das entscheidet, was zu erfolgen hat, da gewöhnt sich der Mensch von Jugend auf an ein anständiges Betragen, an die Achtung vor Menschenwürde und öffentlicher Meinung — und das allein ist schon beinahe ein paar Menschenleben werth.

Uebrigens bemühten sich die Studentencorporationen immer, das Duell nicht lebensgefährlich zu machen; bekanntlich werden auf der Mensur alle Vorsichtsmaßregeln zum Schutz des Kopfes, des Halses u. vor Hieben getroffen. Aber es ist merkwürdig, wie jedesmal mit der Verschärfung der Gesetze gegen die gewöhnlichen Messuren die gefährlicheren Pistolenduelle zunahmen. Im Laufe von fünf Jahren waren nur zwei Fälle von lebensgefährlichen Duellen. In dem einen Fall fuhr der Schläger in den dritten Brustknorpel, durchhieb ihn und verletzte die innere Brustarterie (art. mammaria interna),



die ganze Facultät versammelte sich um den Verwundeten und — blamierte sich. Als sich eine Pleuritis der verwundeten Pleura mit Ausschüttung und bedeutendem Blutstrom aus der Wunde bildete, aus der bis dahin kein Blut geflossen war, pfsuchten drei Professoren in ihren Annahmen: der eine behauptete, die Lunge sei verletzt, der andere, die Lungenvene; aber nicht einer erkannte den pleuritischen Ausschweiß von einigen Pfund Gewicht. In so jämmerlichem Zustande befand sich damals auf unseren Universitäten die Kenntniß der Brustorgane.

Außerdem fanden noch zwei Pistolenduelle mit gefährlichen Wunden, aber glücklichem Ausgange statt. In dem einen Falle war die Kugel durch den Hals neben den Halsarterien durchgegangen und hatte die Kehle gestreift; Blutverlust trat übrigens nicht ein, der Verwundete konnte nur lange nicht sprechen. Im anderen Falle war die Kugel in der Hirnschale bei der Schädelnahat stecken geblieben und wurde von Moier sehr leicht heraustrepanirt, der Verwundete blieb am Leben.

Meine Studien erweiterten sich mit jedem Jahre; besonders beschäftigte ich mich mit der Erforschung der Fascien und ihrer Beziehungen zu den Arterialverzweigungen und Beckenorganen. Dieser Gegenstand war damals vollständig neu. Die gewöhnlichen Anatomen wollten von den Fascien nichts wissen, in Deutschland gab man sich wenig damit ab, und nur bei den Engländern und Franzosen konnte man eine Beschreibung und Darstellung einiger derselben finden.

Ich wurde von Tag zu Tag immer mehr Specialist und überließ mich zeitweise selbständig dem Studium irgend einer begrenzten Specialität. Es kam so weit, daß ich die Collegien in den übrigen Wissenschaften außer der Chirurgie zu besuchen aufhörte.

Das war thöricht von mir, und ich verlor und versäumte dadurch Vieles, was mir in der Folgezeit hätte sehr nützlich werden können. Die anderen Professoren beschwerten sich bei Moier, daß ich ihre Vorlesungen nicht besuche. Der Professor der Chemie Hebel „quetschte“ mich auch auf dem Semestralexamen. Moier ermahnte mich ernstlich, die übrigen Wissenschaften nicht zu vernachlässigen, und er hatte Recht.

Aber mich ärgerte es, durch die Vorlesungen so viel Zeit von meinem Specialfach zu verlieren, das doch immer wenigstens drei Wissenschaften in sich schloß. Außerdem fiel mir in der That das Anhören der Vorlesungen schwer, und dies Unvermögen, Vorträge anzuhören, ist mir mein ganzes Leben hindurch verblieben. Vollständig meinen einsamen Studien im Anatomikum, in der Klinik und zu Hause hingegeben, wurden mir die Vorlesungen ungewohnt, ich ward schläfrig und verlor den Faden. Vorlesungen mit Demonstrationen gab es damals in der medicinischen Facultät,

mit Ausnahme der Chirurgie und Anatomie, überhaupt nicht. Weder in der Physiologie, noch in der Pathologie wurde demonstriert. Warum also, dachte ich, die Zeit mit Schlafen im Colleg verlieren? Endlich kam ich so weit in meiner Thorheit, daß ich eines Tages Moier erklärte, ich würde kein Schlußexamen machen und nicht zum Doctor promoviren, da ja zu jener Zeit von den Professoren noch kein Doctordiplom verlangt wurde; eventuell, dachte ich, würde man dasselbe einem tüchtigen Menschen auch ohne Examen geben.

Moier brachte mich von dieser Idee ab und versicherte mir, die Examinatoren würden unbedingt meine gründlichen Studien in Anatomie und Chirurgie berücksichtigen und daher mich sehr nachsichtig prüfen.

Doch ich bin in meiner Erzählung vorausgeeilt.

Man hatte uns nur auf zwei oder drei Jahre nach Dorpat geschickt, und wir blieben ganze fünf dort. Das geschah in Folge der polnischen Revolution in den Jahren 1830 und 1831.

Ein Jahr nach unserem Eintreffen in Dorpat begann der Türkentkrieg, und wir mußten von einigen unserer dorpater Bekannten uns verabschieden. Damals verließ uns auch Wladimir Zwauowitsch Dahl<sup>1</sup> (später als Schriftsteller bekannt unter dem Pseudonym „Kasak Luganskij“).

Das war eine interessante Persönlichkeit, die mir anfangs nicht recht gefallen wollte, später aber mein guter Freund wurde. Er war in allen

<sup>1</sup> A. a. 2468. v. Dahl, Wold., aus Bachmut am Don, geb. 10. Nov. 1801 (dim. Marineliutenant, nachdem er 1827 die silberne Preismedaille erhalten), med. 1828—1829. Dr. med., Militärarzt während des türkischen und polnischen Krieges, hierauf Beamter des Generalgouverneurs in Orenburg, nahm 1839 an der Schiwa-Expedition Theil, 11 Jahre lang Beamter für besondere Aufträge im Ministerium des Inneren, bereiste als solcher wiederholt ganz Rußland, dann Dirigirender des Apanagen-Comptoirs zu Nißni-Nowgorod, 1859 verabschiedet; lebte seit 1858 in Moskau, Schriftsteller unter dem Pseudonym „Kasak Luganskij“, Herausgeber einer „Sammlung russ. Sprichwörter“ und eines „erklärenden Wörterbuchs der russischen Sprache“, Ehrenmitglied der Akademie der Wissenschaften. Geheimrath. † zu Moskau 22. Sept. 1872.

Diesen Notizen fügen wir aus Я. Пору, фил. разыск. СПб. 1876, I, 10 Folgendes hinzu: Dahls Vater († 1823) war ein gelehrter Däne, der auf deutschen Universitäten studirt hatte, mehrere Sprachen beherrschte, als Angestellter im Bergressort 1793 die russische Unterthanschaft annahm und sein neues Vaterland heiß liebte; er war Arzt in Gatschina, Petrojawodsk und endlich in Lugan (Gouv. Zefaterinoslaw) gewesen. Der Sohn, der „russische Grimm“, hatte von 1819 an 40 Jahre lang an seiner Lebensarbeit, dem großen russischen Wörterbuch von 4 Groß-Quartbänden mit mehr als 2400 Seiten gearbeitet und auf seinen Reisen gesammelt. Als Regiments-

Sätteln gerecht. Was er auch anfang, Alles ging ihm trefflich von Statten. Mit seiner riesigen Nase, seinen klugen, grauen Augen, immer ruhig, heiter lächelnd, hatte er ein seltenes Talent, die Stimmen, Geberden und Mienen Anderer nachzuahmen; mit unerschütterlicher Ruhe und der ernsthaftesten Miene konnte er die komischsten Scenen vortragen. Er ahmte Naturlaute (das Summen von Fliegen, Mücken zc.) mit unglaublicher Treue nach. Damals war er noch nicht Schriftsteller und Literat, aber er las uns schon Bruchstücke von seinen Sagen vor. Bekanntlich mußte Dahl als Flottenlieutenant seinen Dienst quittiren, theils, weil er beständig an der Seekrankheit litt, theils aber auch wegen eines Spottgedichtes auf den Admiral Greigh. Er wurde Mediciner, bestand nach nicht einmal vier Jahren sein Arzterexamen und trat in den Kriegsdienst. In Dorpat war er ein Schwärmer für Chirurgie, und da er neben anderen Fertigkeiten eine ungewöhnliche Geschicklichkeit in mechanischen Arbeiten besaß, wurde er rasch ein geschickter Operateur; so zog er denn auch in den Krieg, machte später auch den polnischen Feldzug mit, worin er sich als Ingenieur und Pionier auszeichnete. Nach dessen Beendigung trat er als Ordinator in ein Kriegshospital, sattelte dann vom Arzt auf den Schriftsteller um, wurde darauf Administrator und schloß sein Leben als Gelehrter, indem er viele Jahre der Herstellung seines Lexikons widmete, wozu er Material in Form von Sprichwörtern und Redensarten schon in Dorpat sammelte. In den uns damals vorgelesenen Abschnitten kam schon eine Menge in ganz Rußland von ihm gesammelter Redewendungen, Volksausdrücke und Sprichwörter vor.

Unsere erste Bekanntschaft mit Dahl war recht originell. Einst, kurz nach unserer Ankunft in Dorpat, hören wir auf der Straße seltsame, aber nicht unbekannt Klänge — ein russisches Lied auf irgend einem Instrument. Wir sehen aus dem Fenster, da steht ein Student in Viceuniform, er streckt seinen Kopf durch das offene Fenster ins Zimmer, hält etwas am Mund und spielt: „Sei gegrüßt, o holde Schöne“, ohne uns, die wir neugierig näher getreten waren, zu beachten. Das Instrument war eine Mundharmonika, und der Virtuos — W. J. Dahl, er spielte wirklich ausgezeichnet auf der Harmonika.

arzt im Türkenkriege 1829 verlor er beinahe das ganze bis dahin gesammelte Material, denn das Kameel, das damit beladen war, war abhanden gekommen, wurde jedoch glücklicherweise von den Kosaken wieder aufgegriffen. Interessant ist es, daß Dahls erster Artikel über russische Volksliteratur und Sprache deutsch in den „Dorpater Jahrbüchern“ Nr. 1 vom Jahre 1835 unter dem Titel „Ueber die Schriftstellerei des russischen Volkes“ erschienen ist. Ebenso erschienen Pirogows erste Schriften in Dorpat deutsch (und zum Theil lateinisch). In Dorpat lebte nach dem Tode des Vaters auch Dahls Mutter, welche zur Erziehung ihres jüngeren Sohnes dahin gezogen war; sie war eine geborene Freytag.

Später habe ich Dahl im Jahre 1841 in Petersburg getroffen, als er beim Minister des Inneren Perowsky diente, und kam häufig mit ihm in unserer Gesellschaft dorpater Freunde zusammen<sup>1</sup>.

Die polnische Revolution ging Hand in Hand mit der französischen, durch welche Nikolai Pawlowitsch so erbittert wurde, daß er den Russen verbot, nach Frankreich zu reisen. Ja, bis 1833 wollte man uns überhaupt nicht über die Grenze lassen. So blieben wir denn in Dorpat über die festgesetzte Zeit noch zwei Jahre sitzen, die uns übrigens zur Pensionsausbienung mit berechnet wurden. Zugleich mit der polnischen Revolution kam auch die Cholera nach Rußland und auch nach Dorpat. Der erste Krankheitsfall kam in unserer Gesellschaft vor: einer von uns, ein gewisser Schramkow (s. oben), Pharmakolog von der Charkower Universität, ein Sonderling und Hypochonder, von braun-gelblicher Gesichtsfarbe, erkrankte plötzlich eines Abends an der echten asiatischen Cholera, und nach sechs Stunden gab er seinen Geist auf.

Wir Mediciner rührten uns nicht von seinem Bette, rieben und wärmten ihn und thaten, was wir nur konnten. Man holte zwei Professoren: Sahmen (Therapeut) und Erdmann (Pharmakolog). Nichts half. Sahmen schien sich sogar zu fürchten und zog sich bald mit irgend einer Ausrede zurück, aber der alte Erdmann blieb bei uns. Darauf zeigte sich die Cholera im Invalidentlazareth, am Ende der Stadt. Doch trat sie immerhin gemäßiget auf und dauerte nur sechs Wochen (im October). Als ich von dem verstorbenen Schramkow am frühen Morgen nach Hause zurückkehrte, überkam mich plötzlich ein Gefühl von Bangigkeit und eine unangenehme Empfindung von Schmerz gerade unter der Herzgrube. Ich fürchtete gleich erbrechen zu müssen oder in Ohnmacht zu fallen. Sofort nahm ich ein warmes Wannenbad, einige Tropfen Opium, trank Thee, deckte mich warm zu und schlief ein. Am anderen Morgen war ich gesund, und schon Tags darauf ging ich in das Invalidentlazareth und secirte beinahe täglich Choleraliechen. Zu der Zeit waren aus Moskau und Petersburg zwei französische Aerzte nach Dorpat gekommen. Sie wohnten beide meinen Sectionen bei, und da

<sup>2</sup> Anders erzählt S. 231 folgende kleine Scene zwischen Parrot und Dahl: „Wie eigenstinnig Parrot an seinen Behauptungen festhielt, lehrt das folgende Beispiel. Er behauptete einmal, man könne nicht unter dem Wasser sehen. Der als russischer Schriftsteller nachmals so bekannte Woldemar Dahl, damals Student, wandte ihm dagegen ein, daß er bei klarem Wasser auf Fadentiefe eine Silbermünze aus der Tiefe geholt.

Parrot: „Konnten Sie das Gepräge deutlich erkennen?“

Dahl: „Das Gepräge nicht!“

Parrot: „Also, meine Herren, man kann nicht unter dem Wasser sehen.“

sie die Section einer Choleraleiche noch nie gesehen hatten, machten sie sofort ihre Notizen und waren nicht wenig darüber erstaunt, als ich in dem Wunsche, den Ausländern etwas zu imponiren, die Ganglien des sympathischen Nerven, das Sonnengeflechte (plexus solaris) u. präparirte. Die Franzosen hatten offenbar nicht erwartet, daß ein Russe im Stande sein würde, so leicht und rasch vor ihnen beinahe alle Hauptgefäße von Brust und Magen zu präpariren; sie drückten mir ihre Zufriedenheit dadurch aus, daß sie mich nach Paris einluden.

Endlich entschloß ich mich, zum Doctorexamen vorzugehen, und im Vertrauen auf die Versicherung Moiers, daß es für mich leicht sein werde, bereitete ich mich zu demselben gar nicht vor.

Aber aus Trotz, um der Facultät zu zeigen, daß ich nicht freiwillig, sondern der Gewalt der Umstände weichend zum Examen vorgehe, erlaubte ich mir einen sehr unzarten Scherz.

In Dorpat wurden damals die Gradualexamina in der Wohnung des Decans vorgenommen. Der Doctorand schickte dem Decan Thee, Zucker, einige Flaschen Wein, Torten, Chokolade zur Bewirthung der Examinatoren ins Haus. Ich that das nicht, und der Decan Rathke mußte den Examinatoren seinen eigenen Thee vorsezen. Seine Frau schimpfte dafür, wie ich später vom Bedell hörte, auch weidlich auf mich. Aber das Examen ging gut von statten, und so blieb nur noch die Dissertation zu schreiben. Diese nahm aber mehr als ein Jahr in Anspruch. . . .

Auf einem Stackelberg'schen Gute, 15 Werst hinter Dorpat, brachte Pirogow bei Moier den Sommer mit Experimenten auf Unterbindung der Bauch-Aorta an großen Hunden, Kälbern und Hammeln zu.

Die Dissertation fiel für einen jungen Doctoranden nicht übel aus. Später, als ich in Berlin war und sie dem damals berühmten Spitz vorlegte, ließ er sie sofort ins Deutsche übersetzen (sie war lateinisch geschrieben unter dem Titel: «Num vincitura aortae abdominalis in aneurismate inguinali adhibita facile ac tutum sit remedium») und im „Journal der Chirurgie und Augenheilkunde von Dr. Graefe und Prof. v. Walter“ drucken.

Moier wurde je älter, desto bequemer. Im letzten Jahre meiner Anwesenheit in Dorpat übertrug er mir viele Operationen, vor welchen er sich immer mehr zurückzog, nur in seiner städtischen Privatpraxis konnte er sich denselben nicht entziehen.

So machte Moier einst ganz gegen seinen Willen eine Steinschnitt-Operation bei einem reichen Dorpater, Schulz, in Assistenz von Pirogow und Inosenzow; die Operation ging nicht gut von statten, und Pirogow äußerte unter seinen Commilitonen: „Wenn diese Operation gelingt, so

werde ich den Steinschnitt mit einem Stocke machen.“ Doch sie gelang, Schulz genaß, und der gutmüthige Moier, der von Pirogow's Aeußerung gehört hatte, lachte herzlich darüber. . . .

Wahrhaftig, nirgends in Rußland lebte man damals so frei wie in Dorpat. Die Oberbehörde der Stadt war eigentlich der Rector der Universität.

Der alte Polizeimeister Fassensky mit seinen zehn abgerissenen Kosaken auf mageren Säulen, welche die Studenten bei Störungen der öffentlichen Ruhe an den Schwänzen festhielten, betrachtete sich wie einen Untergebenen des Rectors; der Gensdarmrieoberst war nur in Gesellschaften hinter dem Kartentische zu sehen. Die Universität, die Professoren und die Studenten waren die Herren. Zuweilen terrorisirten die Letzteren im Vertrauen auf ihre Machtstellung die Gesellschaft, besonders die Bürger, welche bei den Studenten Knoten hießen.

Namentlich in der Bürgermuffe ging es nie ohne irgend einen lustigen Scandal ab, vorzüglich auf den Maskeraden, wo man nur Masken zuließ; da erschien einst ein Student in rothen Stiefeln, mit einer langen Stange rothen Siegellack im Munde, einem Büschel Federn an Rücken und auf dem Kopfe, und da die Vorsteher ihn nicht einlassen wollten, macht er Lärm, stürzt in den Saal und betheuert, er sei als Storch maskirt.

Ein anderer (jetzt ein bekannter General) erschien einmal im Adamskostüm unter dem Domino und flog natürlich „mit Pomp heraus“.

Eine besondere Berühmtheit erlangten unter den Studenten einige Witzebolde und Originale, z. B. Anke<sup>1</sup>, später Professor der Pharmakologie an der Universität zu Moskau und Decan der medicinischen Facultät, war berühmt durch seine Witze und Streiche. — Und nun kommen die alten, lustigen dorpater Studentengeschichten, von dem alten Herrn nach 50 Jahren wieder mit sichtlichem Behagen erzählt; die unsterblichen Geschichten von dem seiner Unbegabtheit wegen berühmten Sohne des Universitäts-Reitlehrers Davoux, z. B. die Geschichte vom Studenten, Namens Frey (wahrscheinlich A. a. 2863), der einmal einem Mädchen einen Antrag mit den Worten gemacht: „Willst Du Frey werden oder frei bleiben?“ worauf Davoux auf Ankes Rath sofort seiner Flamme schrieb: „Willst Du Davoux werden oder Davoux bleiben?“ Und nun erfolgt das berühmte Pistolenduell zwischen Davoux und Anke, wobei des Ersteren Kugel sich in dem — Tabaksbeutel des Letzteren vorfindet.

<sup>1</sup> A. a. 1800. Anke, Rif., aus Moskau, geb. 6. Dec. 1803, med. 1823—30. Dr. med. 1832. War Professor an der Universität, auch Inspector der Privatlehranstalten in Moskau, Oberarzt der Fräulein-Institute daselbst, hierauf Medicinalinspector der Anstalten der Kaiserin Maria in Moskau, auch consultirendes Mitglied des Medicinal-Conseils des Ministeriums des Inneren, Vicepräsident der physikalisch-medicinischen Gesellschaft. Wirkl. St.-R. † im Dec. 1872.



Ein anderes Original war Jaquot oder Jofa (entweder A. a. 2291 oder 2723) Kieferitzky — Don Quixote in langen Kanonenstiefeln mit Sporen, eine lange Pfeife im Munde, mit Kranichschritten, hager, dürr, immer ernsthaft und finster, galant und ritterlich gegen Damen, denen er seine Gedichte unter dem Titel „Rosen und Lilien“ widmete. Er erschien immer in Trauer an den Todestagen von Washington († 14. Dec. 1799) und Bolivar († 10. Dec. 1830) und auf die Frage, um wen er trauere, nahm er eine imposante Pose an, blickte zum Himmel empor und rief feierlich aus: „Heute ist der Todestag eines großen Sohnes der Freiheit.“

Damals existirte in Dorpat noch kein fünfjähriger Universitätscurfus, und ich habe noch viele sogenannte „bemooste Häupter“ angetroffen. Man zeigte mir einen, dessen Pathenkind schon den Curfus vollendet hatte, während das Pathen-Papachen immer noch studirte.

Einen anderen habe ich kennen gelernt, eine herzensgute Seele und durchaus nicht dumm, der vier Jahre vor unserer Ankunft in Dorpat immatriculirt worden war und mit einem Haufen Kinder abzog; er machte bei mir das Arztexamen, als ich Professor in Dorpat geworden war. Unter den alten Studenten war Specifikus-Schulz (A. a. 2387) eine Berühmtheit, eine wahre Vogelgestalt mit langer spitzer Nase, schmalen Kopf, kurzem Oberleib, langem Halse, langen Beinen, franichartigem Gang in Studententracht.

„Schulz, wie alt bist Du?“ lautete die beständige Frage von Bekannten und Unbekannten.

„Zweiunddreißig, wenn man die vier Jahre nicht rechnet, welche ich mit Zubereitung von Pillen und Pulvern zugebracht habe,“ war die beständige Antwort von Schulz-Specifikus.

Nach 20 Jahren traf ich ihn als Lehrer der deutschen Sprache im Kiemschen Lehrbezirk.

Das freie Provinzialleben jener Zeit und der corporelle Zuschnitt der dörrptischen Studentenschaft verliehen dieser eine besondere Bedeutung. Die Universitätsobrigkeit wie die städtische Gesellschaft erkannten diese Bedeutung an und waren in ihren Beziehungen zur Studentenschaft äußerst vorsichtig, beobachteten eine peinliche Delicateffe im Umgange mit Studenten und duldeten nicht die geringsten Angriffe auf die Ehre und Würde der Studentenschaft.

Sogar Gastwirths und Kaufleute erlaubten sich bei Bezahlung von Schulden nicht zu drängen, denn sie fürchteten das studentische Anathema, den Ver—ruf. So gerieth einmal, sei es nun aus Unbekanntschaft mit diesen Verhältnissen oder in allzu großem Vertrauen auf seine Unverfrorenheit, F a d d e j

<sup>1</sup> Reinholdt, „Russ. Lit.-Geschichte“ S. 581: „Der Renegat Thaddäus Bulgarin (1789 in Littauen geboren, gestorben in Dorpat 1859), diese deutsch-polnische Polizei-

Bulgarin<sup>1</sup> arg in die Klemme. Er besaß nahe von der Stadt ein Landhaus Karlowa und lebte dort mit seiner Frau und der berühmten „Tante“. Ich traf ihn häufig bei Moier. Bulgarin bemühte sich überall einzudringen und mit Allen bekannt zu werden, indem er einen Jeden durch seine an Frechheit grenzende Ugenirtheit frappirte. Während des Jahrmarktes ging er in den Buden der angereisten petersburger und moskauer Kaufleute herum, und wenn sie ihm ihre Waaren nicht billig lassen wollten, drohte er ihnen laut, er werde sie in der „Nordischen Biene“ an den Pranger stellen. Als er zum ersten Mal mit einigen Deutschen zusammentam (das passirte in meiner Gegenwart), suchte er ihnen durch eine unflätliche Geschichte zu imponiren. . . .

Mit einem Worte, Faddej Benediktinow stellte auch in Dorpat sein Licht nicht unter den Scheffel. Eines Tages fing Bulgarin in angeheiterter Stimmung auf einem Diner beim Gutbesitzer Liphardt vor vielen Gästen, worunter sich auch ein Student befand, an, sich über die Professoren und die Universitätseinrichtungen lustig zu machen. Der Student erzählte dieses Gespräch, das ihn geärgert hatte, seinen Commilitonen. Und nun erhob sich ein Sturm im Glase Wasser. Es fanden corporelle Berathungen (Chargirtenconvente) statt, wie man der öffentlich von Faddej beschimpften Ehre der Universität und Studentenschaft Genugthuung verschaffen könne. Man beschloß, Bulgarin in Karlowa eine Katzenmusik zu bringen. Etwa 600 Studenten zogen mit Töpfen, Schalen (Klofchen), Waschbecken und allerlei Geräth in feierlichem Zuge nach Karlowa und stellten sich vor dem Hause auf; bevor das Concert anfang, schickten sie Deputirte zu Bulgarin mit der Darlegung des Sachverhaltes und der Aufforderung, zur Vermeidung der Unannehmlichkeiten einer Katzenmusik herauszukommen und um Entschuldigung für sein Vergehen zu bitten. Bulgarin, wie es gar nicht anders von ihm zu erwarten war, bekam einen fürchterlichen Schreck, aber um die polnische «honneur» nicht ganz zu beflecken, ging er mit der Pfeife in der Hand zu den Studenten hinaus und fing an zu reden, ohne die Mütze abzunehmen und ohne zu grüßen.

seele, die unter der Maske der Loyalität jede gesunde neue Strömung als gefährliches, aus dem Westen importirtes Gift verschrie, dieser Wächter des literarischen Zion, der aus Neid jedes bedeutendere Literaturproduct (so die Schöpfungen Puschkins) mit Schmutz bewarf, bot in den satirischen und humoristischen Feuilletons seiner „Nordischen Biene“ und dem „Sohn des Vaterlandes“ ein Muster geistiger Impotenz und platter Klopffechtere, und in seinen Erzählungen und Romanen (Zwan Wyshigin oder der russische Gilblas 1829, Peter Zwanowitsch Wyshigin 1830, Masjpa 1832) ein Muster fader Salbaderei und philiströser Moral. Von gewissen moralischen Grundsätzen und von Schriftstellerehre war bei Bulgarin kein Gedanke; alles das erstekten plumpe Lobhudeleien, serviles Liebäugeln mit der Regierung und unwürdige Verleumdungen und Zuspinnungen.“

„Mütze herunter!“ erscholl es aus der Menge. Bulgarin nahm die Mütze ab, stellte die Pfeife bei Seite und fing an sich zu entschuldigen, indem er versicherte und betheuerte, er habe durchaus nicht die Absicht gehabt, der Ehre der von ihm hochgeschätzten dörpfschen Univerſität und Studentenschaft zu nahe zu treten.

Damit war die Sache auch zu Ende; die Studenten gingen aus einander und trafen unterwegs noch die Liphardsche Equipage, umringten sie und verlangten auch hier eine Erklärung, welche ihnen auch sofort mit der größten Bereitwilligkeit gegeben wurde.

Die Univerſitätsobrigkeit, d. h. der Rector (damals Parrot), der wohl wußte, daß Bulgarin und der Gensdarmieroberst nicht schweigen werden, versammelte sofort die Senioren der Corporationen, verlangte Erklärungen, schickte die sich meldenden Anstifter und Rädelsführer in den Carcer, und die ganze Geschichte blieb ohne weitere Folgen.

Ja, der corporative Zuschnitt der Studentenschaft ist eine wichtige Sache in Hinsicht auf Zucht und Ordnung. Davon habe ich mich während meiner Anwesenheit in Dorpat als Student und Professor hinlänglich überzeugt. Mit einer unorganisirten, ungeordneten, buntscheckigen Masse von jungen Leuten kann man nichts anfangen. Nach meiner Meinung ist es von Seiten der Behörden der reine Unverstand, mit einer zusammengerotteten Schaar von Studenten zu verhandeln. Das heißt nur sich und die Jugend ins Unglück stürzen, ohne jeglichen Nutzen für das Allgemeinwohl.

Die Errichtung von Corporationen an unseren russischen Univerſitäten nach dem Muster der dörpfschen wäre natürlich undenkbar. In Dorpat wie auf deutschen Univerſitäten ist das Corpswesen eine Sache der Tradition. Aber bei uns ist dafür kein Boden. Doch nichtsdestoweniger, so lange man auf unseren Univerſitäten nicht daran denkt, auf die eine oder andere Weise eine regelrecht organisirte studentische Vertretung zu schaffen — so lange mag die Univerſitätsverwaltung nicht auf ihren Einfluß und ihre Einwirkung auf die studirende Jugend rechnen.

Dann bleibt nichts Anderes übrig, als — Univerſitätsobrigkeit, die Professoren mit dem Rector für sich und die Studenten für sich, und für Zucht und Ordnung die städtische Polizei. Das ist unvermeidlich. Aber der sittlich-wissenschaftliche Einfluß der Univerſität erleidet Einbuße. Und wir alte Studenten halten gerade die Erinnerungen hoch, welche nach einer Zeit von 50 Jahren uns immer noch mit unserer akademischen Vergangenheit verknüpfen. Diese Erinnerungen aber sind gerade darum theuer, weil sie eben für uns nicht so sein könnten, wenn wir nicht den mächtigen, lebendigen Einfluß der Univerſität auf unser ganzes inneres Leben, auf alles Menschliche in uns verspürt hätten.

Unsere Univerſitäten hören jetzt auf, Univerſitäten im früheren und,

nach meinem Dafürhalten, echten Sinne des Wortes zu sein; sie sind durch das politische Kanngießern aus Rand und Band gebracht. Aber auch in den zwanziger und im Anfang der dreißiger Jahre waren der Studentenschaft in Deutschland und auch in Dorpat politische Tendenzen nicht fremd. Freilich waren die damaligen Tendenzen nicht so nihilistisch und radical wie heutzutage. Der Tugendbund, der die Studenten fesselte und begeisterte, war ein moralischer und nationaler Aufruf zum Fortschritt. Indessen, nach Kozebues Ermordung verstanden die deutschen Regierungen keinen Scherz mehr, und die Burschenschaft war stark compromittirt. Diese Corporation war auch in Dorpat streng verboten, existirte jedoch ziemlich offen. Alle diese politischen Theorien unter den Studenten jener Zeit, die so viel Gefängniß- und Festungsstrafen im Gefolge hatten, lösten die Corps nicht auf, noch hinderten sie ihr Weiterbestehen. Die Regierung überzeuete sich, daß die Beschäftigung der Corps mit ihren studentischen Bedürfnissen und den Forderungen des Augenblicks nicht nur nicht gefährlich sei, sondern auch die Gährung der Geister ablenke und an die Interessen der tagtäglichen Wirklichkeit binde.

Ich meine: wenn es in unseren Tagen irgend einem erleuchteten Geiste gelänge, bei Errichtung einer studentischen Vertretung die dringenden Interessen, Bedürfnisse und Sorgen des Studentenlebens zu Grunde zu legen und dadurch in die Vertretung eine praktische, lebendige Thätigkeit zu bringen — so würde die Mehrzahl der Studirenden aufhören zu toben und mit dem Kopf gegen die Wand zu rennen, wodurch sie doch nur unwiederbringlich und fruchtlos die goldene Lebenszeit verschleudert.

Während meines Aufenthaltes in Dorpat machte ich zwei Reisen: nach Reval und nach Moskau, erstere mit meinen Commilitonen Schichowsky und Kotelnikow. Wozu? Nur so, zum Zeitvertreib. Es fiel uns ein und wir fuhren (was man in Dorpat eine Sprigfahrt nennt).

Es war in den Sommerferien des vorletzten Jahres unseres Aufenthaltes in Dorpat. Wir hatten gerade, und das war die Hauptsache, überflüssiges Geld. Wir mietheten einen Planwagen, d. h. einen langen mit Segeltuch bedeckten Wagen, mit Ein- und Ausgang von der Seite. In Reval besahen wir das Meer, Catharinenthal, badeten einige Mal im Meer und machten die Bekanntschaften folgender Originale:

Erstens des Lehrers der russischen Sprache Bürger, der auf der Universität zu Moskau studirt und sich in Reval durch seinen effectvollen Uebertritt vom Protestantismus zur Orthodoxie einen großen, aber — o weh, recht traurigen Ruf erworben hatte. Das war unter dem wohlthätigen Einflusse Magnitzkys geschehen, der damals im Exil in Reval lebte.

Bürger — so erzählten mir die Revalenser — ging auf der Straße inmitten eines großen Volkshaufens zur Kirche, zog ein weißes Hemd an,

band sich einen Strick um den Hals, spuckte gegen Westen u. s. w. Man hatte das ganze Ceremonial irgendwoher aus dem Wust der Zeiten aufgegraben.

Zweitens lernten wir bei Bürger einen anderen, ebenfalls russischen Lehrer kennen, einen Seminaristen, der vor Kurzem eine 15jährige Deutsche geheirathet hatte und uns schon am ersten Tage unseres Beisammenseins seine ehelichen Geheimnisse bis ins kleinste Detail mittheilte.

Drittens wurden wir aufgefordert, die Raritätensammlung eines alten Apothekers zu besuchen, der in Reval durch seine archäologischen Kenntnisse berühmt war. Was hatte dieser berühmte revalsche Archäolog in seinem Museum nicht alles zusammengeschleppt! Da waren unter Alterthümern auch ausgestopfte Thiere und anatomische Präparate. Das Interessanteste schien mir dabei eine Flasche mit Newawasser von der petersburger Ueberschwemmung von 1824 zu sein.

Viertens lernten wir auch einige deutsche, revalsche Originale kennen. Einer war z. B. dadurch bemerkenswerth, daß er zur Erhöhung der Körperwärme ein langes Stück Flanell auf dem Rücken trug, indem er sich darauf berief, daß auch bei den Schweinen die Borsten hauptsächlich auf dem Rücken und nicht auf dem Bauche wachsen.

Eine hochinteressante Persönlichkeit in Reval war auch Dr. Winckler<sup>1</sup>. Damals noch ein junger Mann, war er schon ein vollständiges Original, ganz wie der Vater, und das ist er auch sein ganzes Leben geblieben. Er führte in Gegenwart seiner Patienten immer laute Selbstgespräche:

„Was soll ich Ihnen verschreiben? Wenn ich Ihnen z. B. Kampher verordne, so kann es schlecht ablaufen, und wenn ich Calomel verschreibe, wird es vielleicht noch schlimmer. Nun, was meinen Sie? Wollen wir besser noch abwarten, oder halt! wollen wir doch das alte Mittel probiren, das schon mein Vater so sehr liebte!“ Die Patienten kannten die Eigenthümlichkeit ihres Arztes, liebten und achteten ihn, und Winckler war auch in der That der Typus eines hochachtbaren und gewissenhaften Arztes, zu dem man Zutrauen hatte und von dem man sich gern behandeln ließ.

Auf der Rückreise von Reval nach Dorpat hielt unser Fuhrmann unterwegs bei einem Krüge an. Er war noch nicht in denselben eingetreten, als wir ein wüthes Schimpfen, Schreien und Spektakeln hörten. Da läuft auch der Fuhrmann, roth vor Zorn, kopfüber auf uns zu, hinter ihm drein ein Betrunkener, ein barfüßiger, abgerissener Landstreicher; er läuft auf uns zu, brummt etwas Unzusammenhängendes vor sich hin und fängt auch uns an zu schimpfen.

<sup>1</sup> A. a. 1481. Winckler, Alex., aus Estland, geb. 7. Jan. 1802, med. 1820 bis 1826. Dr. med. 1829. 1830—35 Oberarzt am Hospital des Collegiums der allgemeinen Fürsorge zu Reval, dann Arzt daselbst. † zu Reval 24. Jan. 1863.

Wir, im Planwagen sitzend, schrien ihm zu: „Weißt Du auch, mit wem Du zu thun hast?“

„Mit Juden,“ antwortet der Landstreicher und fängt von Neuem an zu schimpfen.

„Auf die Polizei mit ihm! Man muß ihn binden! Heda, Wirth, Stricke her! Du siehst, er will Händel anfangen. Das ist ein paßloses Individuum, vielleicht gar ein Dieb.“

„Was, ich ein paßloses Individuum! Da, lesen Sie, wenn Sie können; dann werden Sie wissen, wer ich bin!“ und in den Planwagen hinein fliegt ein zerknittertes, zusammengeballtes Diplom der Moskauer Universität auf den Grad eines wirklichen Studenten. Da erkennen wir den Landsmann und früheren Commilitonen von der Universität her, einen Kronstudenten (Stipendiaten), der später als Kreislehrer nach Estland geschickt worden war. Er war ein Seminarist (Zögling eines geistlichen Seminars) und hatte sich an dem billigen und starken deutschen Kartoffelschnaps zu Schanden getrunken. Nach dieser Enthüllung wurde der Händelsüchtige ganz ruhig, zerfloß in Thränen und lief in den Krug nach Brauntwein, um seine Landsleute zu bewirthen. Aber wir fuhren eiligst davon und verzichteten auf die Bewirthung.

Ein so trauriges Geschick erwartete damals beinahe jeden Kronlehrer der russischen Sprache in den Ostseeprovinzen.

Später, als ich Professor in Dorpat war, kamen häufig russische Lehrer, arme Teufel ohne Stiefel und Schuhe, mit der Bitte um Unterstützung zu mir. Der Grund dieser unerfreulichen Erscheinung war der, daß die Universitätsobrigkeit nur Gejindel in die baltischen Provinzen schickte. Kam einer von den Kronstudenten in den Wissenschaften nicht vorwärts, kneipte oder soff er, so wurde er, aus Mitleid begnadigt und durch das Examen durchgedrängt, als Lehrer nach Estland oder Livland geschickt; dort aber, unbekannt mit der Sprache und den Sitten, nirgendwo in der Gesellschaft aufgenommen, dem Spotte und Muthwillen der Jungen ausgesetzt, die ihn häufig in betrunkenem Zustande sahen, trank sich der unglückselige Pädagoge endgiltig zu Schanden und verkam. Außer der Schande für den russischen Namen brachten die russischen Lehrer jener Zeit nichts ins Land, und die Kenntniß der russischen Sprache blieb in den deutschen und baltischen Schulen eine tabula rasa.

Da ich auf das Schicksal der russischen Sprache in den Ostseeprovinzen zu sprechen gekommen bin, will ich doch auch von den Beziehungen des deutschen Elements zum russischen, estnischen und lettischen sprechen.

In den ersten Jahren meines Aufenthaltes in Dorpat machten die Deutschen und alles Deutsche auf mich einen beklemmenden Eindruck. Mir



schiene die Deutschen aufgeblasene, steife Pedanten zu sein, die von oben herab unfreundlich und verächtlich auf alles Russische und also auch auf uns schauten. Als langweilige, unbegabte Lehrer konnten sie, meiner Ansicht nach, in uns auch nicht die geringste Begeisterung für die Wissenschaft erwecken. Dagegen schienen mir die Franzosen ein auserwähltes, begabtes, sympathisches Volk zu sein. In meinem Tagebuche, das ich damals führte, wechselten beständig leidenschaftliche lyrische Ergüsse, bald gegen meinen Stubengenossen („Burger“ auf Dörptsch) Inosemzew, bald gegen die deutschen Professoren. Dieses Vorurtheil brachten wir Russen von Hause und von unseren Universitäten mit. Unsere Väter und Lehrer waren derselben Ansicht, wie wir, über die Deutschen und Franzosen. Und aufrichtig gestanden, war die deutsche Wissenschaft jener Zeit, unter anderen natürlich auch die ärztliche, durchaus nicht anziehend für einen jungen Russen. Wir, die wir weder auf der Schule, noch auf der Universität gelernt hatten, die Aufmerksamkeit zu concentriren, selbständig wissenschaftlich zu forschen und zu studiren — wir konnten keinen Gefallen finden an den langen, eingeschachtelten Perioden des damaligen deutschen Stils. Alles schien uns auf den ersten Blick neblig, verworren, unklar. Bei den Franzosen aber war Alles klar, rein, glatt, anschaulich. Und dann noch solche Namen wie Bichat, Desault, Dupuyhen. Und da kommt noch so ein deutscher Pedant Erdmann und nennt Broussais einen Knaben im Vergleich mit dem Deutschen Keil; das spricht doch nur der deutsche Neid und Unverstand.

So dachte man zu jener Zeit.

Und die Ostsee-Deutschen verstärkten durch ihr Verhalten zu den Russen im Allgemeinen noch diese Antipathie, sie wollten nichts von Rußland wissen; von der Regierung begünstigt und bevorzugt, zeigten sie derselben nur dann Sympathie, wenn sie ihnen offenbare Gunst bewies und ihre deutschen Interessen berücksichtigte.

Die jetzigen gespannten Beziehungen der Russophilen (Panslavisten) zu den Deutschen haben ihren Ursprung noch von der Zeit her, als die Ostseeprovinzen besondere Ehre und Gunst genossen, und an der Gespanntheit dieser Beziehungen ist nicht wenig Schuld die Tactlosigkeit der Ostseeprovinzialen, deren einziges Ziel die Ausbeutung ihrer Ausnahmestellung war und die eine Annäherung an die russische Nationalität herbeizuführen nicht verstanden oder nicht wünschten.

Aber wer, wie ich, durch Erfahrung und die Zeit belehrt, unparteiisch und gewissenhaft nach beiden Seiten hin ist, der wird mit mir den vielen schönen, hohen und mustergültigen Eigenschaften des germanischen Geistes und der germanischen Wissenschaft volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Wir können doch eine augenscheinlich hochbegabte und entwickelte Nation

nicht deswegen tadeln, weil sie das Eigene dem Fremden geüffentlich vorzieht. Wenn das Eigene wirklich und wahrhaft gut ist, so ist die Frage, in wie fern das Fremde noch besser sei, schwer zu entscheiden. Wir dürfen hierin nicht nach uns urtheilen. Wir haben leicht gegen das Fremde unparteiisch sein. Bei uns ist es eine Seltenheit, daß das Eigene wirklich und wahrhaft gut ist; freilich auch eine Seltenheit unparteiisch zu beurtheilen, aber ein nur selten gefälltes Urtheil schadet der durchgängigen Unparteilichkeit nicht.

Und wir, wenigstens unsere Cultursschicht, sind im Allgemeinen gegen das Eigene, Russische nicht partiisch. Aber auch unsere Cultursschicht vergleicht nicht unparteiisch das eine Fremde gegen das andere Fremde.

Den Franzosen geben wir z. B. ganz unberechtigt, wie ich mich aus eigener Erfahrung überzeugt habe, den Vorzug.

Schon seit dem vorigen Jahrhundert ist die französische Sprache bei uns in Mode gekommen und das Aushängeschild der Bildung, des guten Tones geworden; sie öffnet auch zu den Mächtigen der Welt den Zutritt. Frankreichs Hauptstadt gilt als Hauptstadt der europäischen Welt, die Franzosen sind das liebenswürdige, gewandte, fröhliche, geistreiche Volk u. s. w. Aber bei einer tieferen, sorgfältigeren Prüfung müßte, meinem Dafürhalten nach, der russische Culturmann sich doch davon überzeugen, daß der ganze Zug des russischen Geistes wenig Gemeinsames mit dem französischen hat und sich mehr dem deutschen zuneigt. Nicht umsonst sind aus den Slaven eine Menge tüchtiger Gelehrter in deutschem Geiste hervorgegangen.

Ich bin sogar der Ansicht, daß wir gerade darum weniger mit den Deutschen sympathisiren, weil wir ihnen an Sitten und Lebensweise in dem kalten Norden so ähnlich sind. Steht aber der Geist der germanischen Poesie dem Geiste der unsrigen nicht näher als der Geist der französischen?

(Fortsetzung folgt.)





## Literarische Streiflichter. I.

Wilhelm Maurenbrecher, Gründung des deutschen Reichs 1859—71. Leipzig 1892. Pfeffer.

Professor W. Maurenbrecher, der bald nach Veröffentlichung des oben verzeichneten Buches durch einen plötzlichen Tod mitten aus seiner Wirksamkeit abgerufen worden ist, hat einst einige Jahre an unserer einheimischen Hochschule gelehrt, aber einer der Unsrigen ist er nicht geworden. Das Verständniß unserer eigenartigen Entwicklung und geschichtlichen Stellung, wie es Adolf Wagner und manche andere Professoren während ihrer Thätigkeit in Dorpat gewonnen haben, ist ihm niemals aufgegangen; das haben manche Aeußerungen von ihm nach seinem Weggange, so in den „Grenzböten“ und anderswo hinlänglich bewiesen. Maurenbrecher ging von Dorpat zunächst nach Königsberg und von da als Nachfolger Sybels nach Bonn. Hier hielt er dem Prinzen Wilhelm, dem jetzigen deutschen Kaiser, historische Vorträge und widmete ihm später seine Geschichte der katholischen Reformation. Zuletzt war er Professor in Leipzig; aus den Vorlesungen, welche er dort in den letzten Jahren über die neueste Geschichte gehalten hat, ist das Buch, mit dem wir uns im Nachfolgenden beschäftigen werden, hervorgegangen. Maurenbrecher war einer der bedeutendsten Schüler Heinrich v. Sybels. Nachdem er sich zuerst mit Studien über die Geschichtsschreiber und die Politik der sächsischen Kaiser beschäftigt, wandte er sich bald fast ausschließlich der Erforschung des Zeitalters der Reformation und Gegenreformation zu, wobei er seine Aufmerksamkeit ganz besonders auf Spanien richtete. Neue reiche Quellen für jene Zeit erschlossen sich ihm in dem unererschöpflichen spanischen Reichsarchiv zu Simancas, das er wiederholt besucht hat. In seinem Buche „Karl V. und die deutschen Protestanten

1545—1555“, Düsseldorf 1865, in seinen Skizzen und Studien zur Geschichte der Reformationszeit 1874 und in vielen einzelnen Aufsätzen und Arbeiten hat er die Früchte seiner spanischen Forschungen verwerthet. Der Gedanke einer rein katholischen Kirchenreformation im Gegensatz zu der von Luther durchgeführten radicalen kirchlichen Umgestaltung beschäftigte ihn lebhaft, und er war der Ansicht, daß eine solche in Spanien durch Ferdinand den Katholischen und Isabella verwirklicht worden sei. In diesem Sinne begann er auch eine Geschichte der katholischen Reformation, von der aber nur der erste Band erschienen ist. Seit Jahren beschäftigte ihn der Plan einer umfassenden Geschichte des Tridentiner Concils, von der er auch einzelne Vorarbeiten und Forschungen veröffentlicht hat; sein unerwarteter Tod hat die eigentliche Ausführung dieses Vorhabens vereitelt. Durch die Forderung der Voraussetzungslosigkeit, welche er an den Historiker des Reformationszeitalters stellt, ebenso wie durch seine Theorie von der wahrhaft katholischen Reformation hat Maurenbrecher, natürlich ohne es zu wollen und zu wünschen, Johannes Janssen und dessen Behandlung der Reformation vorgearbeitet und den Weg gebnet. Dieser gelehrte und gewandte Vorkämpfer des schroffsten ultramontanen Katholicismus hat die Anerkennung der katholisch-kirchlichen Reformbestrebungen und die kühlen Urtheile über die Reformatoren und die evangelische Reformation von Seiten protestantischer Historiker bereitwillig acceptirt und bestens verwerthet. Diese Voraussetzungslosigkeit des Historikers in den höchsten und wichtigsten Fragen, die es für den Menschen giebt, ist doch wahrlich eine Theorie, wie sie nur in der Studirstube eines deutschen Gelehrten entstehen kann. Wer vermöchte es, ohne jede bestimmte Stellungnahme sich mit dem großen Gegensatz des Protestantismus und Katholicismus zu beschäftigen und in ihn sich zu vertiefen, wenn er nicht völligem Indifferentismus huldigt! Thäte er das aber, verhielte er sich zu dem kirchlichen und religiösen Leben und Glauben gleichgültig, dann würde seine Stellung doch auch eben keine voraussetzungslose sein. Doch Jeder, der sich mit dem Reformationszeitalter beschäftigt, ist, mag er es wollen oder nicht, genöthigt, einen bestimmten Standpunkt einzunehmen. Mit dem Reich der Assyrier und mit den Königsdynastien des alten Egyptens kann man sich in ruhiger Voraussetzungslosigkeit beschäftigen, aber wo es sich um die höchsten Dinge des menschlichen Daseins handelt, da ist Voraussetzungslosigkeit für den Forscher wie für den Menschen unmöglich, und wäre sie möglich, so würde sie eine traurige Verirrung sein. Unparteilichkeit und Gerechtigkeit — das sind Cardinalforderungen für jeden Geschichtsforscher, und auf ihnen beruht die Ueberlegenheit der protestantischen Historiker über die katholischen, aber der Indifferentismus ist etwas davon Grundverschiedenes. Glücklicherweise hat Maurenbrecher in seiner Geschichte

der Begründung des deutschen Reiches seine für die Reformationszeit aufgestellte Theorie gänzlich bei Seite gelassen, sonst wäre das Buch gewiß völlig unlesbar geworden. Man denke sich einmal eine geschichtliche Darstellung, in der die Berechtigung des preußischen ebenso wie des österreichischen, sowie endlich des kleinstaatlichen Standpunktes anerkannt würde, ebenso das Recht Frankreichs zum Angriff, wie das Deutschlands zur Abwehr im Kriege von 1870 auseinandergesetzt würde. Wer vermöchte einen solchen chaotischen Wirrwarr der Begriffe und Anschauungen auch nur kurze Zeit zu ertragen? Maurenbrecher betrachtet und beurtheilt vielmehr die Dinge und ihre Entwicklung selbstverständlich vom entschieden preußischen Standpunkt aus. Er urtheilt über Personen und Verhältnisse sehr rückhaltslos, und zeigt sich somit hier auf dem rein politisch-historischen Gebiete frei von jeder Voraussetzungslosigkeit.

Bedarf es denn aber, könnte man fragen, noch eines neuen Buches über die Gründung des deutschen Reiches? Es sind ja über diesen Gegenstand umfassende Werke und gedrängte Schriften in Fülle vorhanden, auf tief eindringenden Studien beruhende Arbeiten ebenso wie geschickte Zusammenstellungen für weite Leserkreise. Trotzdem hat Maurenbrecher mit der Veröffentlichung seiner Vorlesungen nichts Ueberflüssiges gethan, sondern einem wirklichen Bedürfniß zum Theil befriedigend abgeholfen. Wissenschaftlich kommen für diese außerordentliche Periode deutscher Geschichte eigentlich doch nur zwei Werke in Betracht: Dückens Zeitalter Wilhelm I. und H. von Sybels Begründung des deutschen Reiches durch Wilhelm I. Beide Bücher sind schon durch ihren großen Umfang auf einen kleineren Kreis von Lesern beschränkt. Dückens umfassende Darstellung behandelt nach rückwärts und nach vorwärts weit mehr als die Periode der Gründung des deutschen Reiches. Ihr größter Vorzug ist die sorgfältige Benutzung der ausländischen Literatur. Da aber Dücken vor der Veröffentlichung des Sybelschen Werkes geschrieben hat, so konnte er diese auf den authentischsten Quellen beruhende, an neuen Aufschlüssen so überaus reiche Darstellung noch nicht benutzen; dadurch sind manche Lücken und Unrichtigkeiten im Einzelnen unvermeidlich geworden. Manches in dem Buche könnte gedrängter, Anderes specieller ausgeführt sein, man wünscht manchmal größere Schärfe des politischen Urtheils und rückhaltlosere Kritik an Personen und Dingen geübt, auch ist die Darstellung oft etwas farblos. Dennoch bietet das Ganze dem Leser, der sich durch die zwei schweren Bände hindurcharbeitet, auch wenn er mit dem Gegenstande vertraut ist, reiche Belehrung. Sybels großes Werk ist eine Geschichtsquelle ersten Ranges. Ganz auf den preußischen Staatsacten beruhend, enthüllt es die geheimsten Fäden der Politik des großen Staatmannes, der seit dem Herbst 1862 an der Spitze des preußischen Staates

stand. Mit staunenswürdiger Offenheit werden alle Wege und Mittel seiner genialen Staatskunst dargelegt und in die geheimsten Actenstücke ein Einblick gewährt. Wäre es auch nicht direct erzählt worden, Vieles in dem Werke hätte den aufmerksamen Leser darauf führen müssen, daß Sybel nicht Weniges den unmittelbaren Mittheilungen des Reichskanzlers verdanke, Bismarck also selbst indirect an diesem Geschichtswerke mitgearbeitet habe. Mit vollem Rechte hat man diese großartige Erschließung des Staatsarchivs für die Darstellung einer unlängst erst vergangenen Geschichtsepoch mit dem hochherzigen Verfahren des Kurfürsten Friedrich III. von Brandenburg verglichen, der Samuel Pufendorf für die Geschichte des großen Kurfürsten die uneingeschränkte Benutzung der geheimsten Staatspapiere gewährte, ein Vorgang, der damals das Staunen ganz Europas erregte. Leider ist aber Sybels Geschichtsdarstellung nicht zum vollen Abschluß gelangt, der fünfte Band bricht noch vor der Begründung des norddeutschen Bundes ab. Das ist ein empfindlicher Mangel, denn der naturgemäße Abschluß wäre ja der Friede zu Frankfurt oder wenigstens die Friedenspräliminarien zu Versailles gewesen. Es verlautete auch, Sybel habe die Absicht gehabt, das Werk weiter zu führen, ihm sei aber nach dem Sturze Bismarcks nicht mehr die Genehmigung zur Benutzung der Staatsacten gewährt worden. Später ging wieder die Nachricht durch die öffentlichen Blätter, Kaiser Wilhelm II. habe die Absicht ausgesprochen, im Gegensatz zur Sybelschen Darstellung die wahre Geschichte der Verdienste Kaiser Wilhelms I. um die Begründung des deutschen Reichs schreiben und veröffentlichen zu lassen. Vielleicht wird mit dieser Aufgabe der stolze Republikaner Poultney Bigelow oder der Geheimrath Hinzpeter betraut. So wird denn Sybels Werk leider wohl ein Torso bleiben. Für den Historiker, den Politiker, sowie für Jeden, der in den inneren Zusammenhang der politischen Ereignisse jener Zeit eindringen will, wird Sybels Geschichte immer ein unentbehrliches Werk bleiben, zumal da sich in der Gruppierung und vornehmen Form der Darstellung der ausgezeichnete Historiker niemals verleugnet. Bei aller Anerkennung des epochemachenden Buches wird man aber nicht in Abrede stellen können, daß es zu mannichfachen Ergänzungen noch Raum läßt. Es ist ganz vorzugsweise die Darstellung der auswärtigen Politik, welche Sybel bietet, die inneren Verhältnisse treten dagegen sehr zurück; zum vollen Verständniß der Geschichte jener Zeit ist ihre Kenntniß aber unentbehrlich. Nicht mit Unrecht hat man sodann bemerkt, neben der Darlegung der großartigen Politik Bismarcks kämen in Sybels Darstellung die Verdienste anderer bedeutender Männer jener Zeit zu kurz. Das gilt namentlich vom Kriegsminister Roon, dessen seitdem veröffentlichte, höchst inhaltreiche Lebensdarstellung überaus wichtige Ergänzungen zu Sybels Geschichte enthält. Endlich verleugnet Sybel bei



aller angestrebten Objectivität doch durchaus nicht seine Zugehörigkeit zu einer bestimmten politischen Partei, der nationalliberalen, er hat selbst in der Conflictszeit eine zu bedeutende Rolle als einer der Führer in der Opposition gespielt, um völlig unbefangen über die Irrthümer und Verkehrtheiten des damaligen Liberalismus urtheilen zu können.

Was außerdem über jene denkwürdige Zeit geschrieben worden ist, beruht theils auf unzureichender Kenntniß, theils entbehrt es der rechten politischen Einsicht oder ist mehr oder weniger Gelegenheitschrift und geschickte Compilation. Ein wirkliches Bedürfniß blieb auch nach Duden und Sybel eine gedrängte, auf vollkommener Beherrschung der Quellenliteratur beruhende Darstellung jenes ewig denkwürdigen Abschnitts deutscher Geschichte, eine Darstellung, in der zu der historisch-kritischen Feststellung der Thatsachen und ihres Zusammenhanges ein entschiedenes scharf ausgeprägtes politisches Urtheil sich gesellt. Gerade das ist es, was sich Maurenbrecher in seinem Buch zum Ziel gesetzt hat, und darin liegt seine Bedeutung und sein Werth. Die Grundlage seiner Darstellung bildet natürlich Sybels Werk, aber er hat für sie alle später ans Licht getretenen Nachrichten sorgfältig verwerthet, und für die Zeit von 1867—71 bietet er die Resultate selbständiger Forschung. Daß Maurenbrechers Buch die Lücke nicht ganz ausfüllt, haben wir schon oben angedeutet; dazu hätte es der vollendeten Form, der hinreißenden Kraft der Darstellung und der Tiefe der Auffassung bedurft. Maurenbrecher gehen diese Eigenschaften leider alle ab, weder der historische Tief Sinn Rankses, noch die leidenschaftliche Redegewalt Treitschkes sind ihm eigen. Seine Darstellung ist schwunglos, klar, aber nüchtern, der Ausdruck nichts weniger als gewählt und nicht selten zum Trivialen herabsinkend, der Stil nicht eben gefeilt und oft der Durcharbeitung entbehrend. Die Gabe der Veranschaulichung besitzt er nicht; bezeichnend dafür ist die häufige Anwendung der indirecten Rede, wenn er über die Aeußerungen und Erklärungen der handelnden Personen berichtet. Freilich eine jener großen Zeit völlig würdige Schilderung zu geben, wäre nur Einer im heutigen Deutschland berufen: Heinrich von Treitschke; leider ist aber wenig Aussicht dazu vorhanden, daß seine deutsche Geschichte dieses vorgesteckte Ziel noch erreichen wird. Wenn wir trotz der angedeuteten Mängel, die seine Wirkung allerdings beeinträchtigen, Maurenbrechers Buch mit voller Ueberzeugung zur Lectüre und Beherzigung empfehlen, so geschieht das nicht nur wegen der Zuverlässigkeit der Geschichtsdarstellung, sondern ganz besonders wegen des sich darin aussprechenden gesunden historischen Sinnes und des richtigen und entschiedenen politischen Urtheils. Maurenbrecher ist frei von aller Parteitendenz, er urtheilt mit gleicher Rückhaltlosigkeit über die Verblendung und den Unverstand der liberalen Volksvertreter wie über die Thorheiten und Verkehrtheiten der

Fürsten; in dieser Beziehung vergegenwärtigt das Buch recht anschaulich den Wechsel der Zeiten. Vor 1866 hätte eine mit so unverhülltem Freimuth' geschriebene Geschichte der nächstvergangenen Zeit dem Verfasser sicherlich Entfernung vom Amte, wenn nicht Schlimmeres noch zugezogen; man denke nur an den Proceß, welcher Servinus wegen seiner berühmten Einleitung in die Geschichte des 19. Jahrhunderts gemacht wurde; heute findet Niemand etwas Besonderes in solcher Sprache.

Maurenbrecher schiebt der eigentlichen Geschichtserzählung, die er vollkommen richtig mit der Regentschaft des späteren Königs Wilhelms I. im September 1858 beginnt, eine Einleitung voraus, in der er die Zeit Friedrich Wilhelms IV. kurz behandelt; er schildert des Königs Regierung seit 1850 in den dunkelsten Farben und fällt über ihn das herbste Verdammungsurtheil. Daß Friedrich Wilhelm IV. die traurigste Erscheinung unter den Hohenzollernschen Fürsten sei, ist jedenfalls eine übertriebene Behauptung, und wenn man auch Maurenbrecher in der Beurtheilung der politischen Haltung des Königs durchaus beistimmen muß, so erfordert doch die Gerechtigkeit, auch diejenigen Seiten der Persönlichkeit Friedrich Wilhelms nicht zu übersehen, welche edel und gut sind. Er ist der Erste seines Hauses, der in eine wirklich lebendige und verständnißvolle Beziehung zu dem deutschen Geistesleben getreten ist und es voll und ganz auf sich hat wirken lassen. Poesie und Kunst fanden bei ihm Schutz und Pflege, und seine hohe Geistesbildung und sein feiner künstlerischer Sinn haben nach vielen Richtungen anregend und belebend gewirkt. Auf dem Gebiete des religiös-kirchlichen Lebens ist das Meiste, was er erstrebt, nur in den Anfängen stehen geblieben, trotzdem liegt hier vielleicht die tiefste und nachhaltigste Bedeutung seiner Persönlichkeit und seiner Regierung.

Sehr gut und treffend dagegen führt Maurenbrecher aus, daß der deutsche Liberalismus der fünfziger Jahre, der so erbittert über die ausländischen Neigungen der damaligen Kreuzzeitungspartei war, selbst bewußt und noch mehr unbewußt in englischem Interesse dachte, schrieb und handelte. Vortrefflich und voll Sympathie ist die Schilderung des Prinzregenten und König Wilhelms I. und seiner klaren und festen Auffassung von den königlichen Aufgaben und Pflichten. Unumwunden spricht der Historiker es aus, daß nicht nur die Volksvertreter, sondern auch die Minister des Königs während der sogenannten neuen Aera die Durchführung des englischen parlamentarischen Systems in Preußen als nothwendige und selbstverständliche Folge und Consequenz der Verfassung ansahen. Der König dachte anders, er erkannte die Verfassung an, wollte aber von den Rechten der Krone nichts aufgeben; in diesem Gegensatz der Auffassung des constitutionellen Staates lag die Nothwendigkeit des Conflictes. Die Schwäche und Unfähigkeit der

Minister, ihre Abneigung, dem Landtage entschieden entgegenzutreten, brachten bei der Frage der Heeresorganisation den Gegensatz zum offenen Ausbruch. Betrachtet man die damalige Lage der Dinge heute unbefangenen Auges, so muß man sagen, der König, der nur in dem Kriegsminister Roon eine wirkliche Stütze hatte, dessen nächste Angehörige, seine Gattin und sein Sohn, von der herrschenden Zeitrichtung ergriffen waren, wäre zuletzt zweifellos doch unterlegen und mit ihm das Königthum der Hohenzollern untergegangen, wenn er nicht in letzter Stunde den Mann gefunden und an die Spitze des Staates berufen hätte, der die Rettung brachte. Mit dem Augenblick, wo Bismarck die Zügel der Regierung ergreift, wird er auch der Mittelpunkt der Geschichtsdarstellung Maurenbrechers. Leider giebt dieser keine zusammenfassende Charakteristik der gewaltigen Persönlichkeit des großen Staatsmannes; sie wäre allerdings nicht leicht. Doch finden sich die einzelnen Züge des Bildes zerstreut angegeben, der Leser muß sie nur selbst zusammenfassen. Das Treffendste, was Maurenbrecher über Bismarck sagt, scheint uns das kurze Wort, er sei Löwe und Fuchs zugleich. Gerade diese wunderbare Vereinigung von heroischer Kraft und gewaltiger Leidenschaft mit außerordentlicher Klugheit und Verschlagenheit in Bismarcks Charakter und Wesen ist es, welche so viele deutsche Biedermänner höchst fremdartig berührt, ihnen immer wieder Anstoß giebt und sie zu bedenklichem Kopfschütteln veranlaßt. Nach ihrer Meinung muß ein Held, ein großer Mann immer den geradesten Weg gehen, nie anders sprechen, als er denkt, und von Schlaueit nichts in sich haben; das allein wäre, meinen sie, echt deutscher Charakter. Die Geschichte des deutschen Volkes lehrt freilich gerade das Gegentheil. Gleich an der Spitze der deutschen Geschichte steht Arminius, in dem sich Kühnheit und Heldennuth mit großer List und tiefer Verschlagenheit paaren und der ohne den Besitz dieser Eigenschaften niemals sein Volk von der römischen Zwingherrschaft befreit hätte. Im deutschen Mittelalter waren List und Schlaueit hochgeschätzte Eigenschaften, die man an Königen und Helden pries; der gewaltige Barbarossa und noch mehr sein großer Enkel besaßen sie in nicht geringem Maße. Und vollends die beiden großen Begründer des preussischen Staates, der große Kurfürst und Friedrich der Große, sind wahre Meister darin gewesen, ihre Gegner zu täuschen, zu überlisten, hinzuhalten. Auch darin tritt ihnen Bismarck ebenbürtig an die Seite. Sein dilatorisches Verfahren Oesterreich, besonders aber Napoleon III. gegenüber ist einer der glänzendsten Beweise seiner staatsmännischen Größe und politischen Meisterschaft. Daß man an seinem Verhalten in dieser Beziehung immer wieder mäkelte, dies und jenes auszusetzen findet, statt es zu bewundern, ist nur ein Zeichen von der noch immer bei vielen Deutschen herrschenden politischen Unreife. Maurenbrecher zollt Bismarcks überlegener Klugheit,

seiner Ueberlistung aller Gegner mit Recht die höchste Anerkennung, und es bleibt nur zu wünschen, daß die hier gegebenen Auseinandersetzungen an vielen Lesern ihre überzeugende Kraft bewähren mögen. Auch aus Maurenbrechers nur das Wesentliche zusammenfassender Darstellung empfängt derjenige, welcher sich in die staatsmännische Thätigkeit Bismarcks vertieft, den Eindruck, daß die größte Periode dieses großen Lebens die Zeit von 1862 bis 1866 ist; allein durch das, was er in diesen vier Jahren erkämpft, gethan und vollbracht hat, würde er eine der größten Gestalten der Weltgeschichte sein. Ohne einen so einzigartigen Bund, wie er zwischen Wilhelm I. und ihm bestand, wäre es Bismarck freilich nicht möglich gewesen, das Ziel zu erreichen; auf dieser unerschütterlichen Verbindung der Beiden beruht alles Große, was damals und nachher geschehen ist. König Wilhelms schlichte Größe und einfache Hoheit wird durch das Genie und die Alles überragende Persönlichkeit seines Ministers nicht verdunkelt; ohne seines Herrschers Staatsgefühl, Pflichttreue und Festigkeit wären Bismarcks Erfolge undenkbar gewesen. Aber eben so wahr ist es, daß ohne Bismarck das Königthum in Preußen zu einem Schatten herabgesunken und niemals ein deutsches Reich gegründet worden wäre. Darum sagt Maurenbrecher sehr richtig, daß Bismarck doch höher stehe, als alle die Helden und Feldherren in jener glorreichen Zeit, höher als Noon und Moltke. Nur mit Friedrich dem Großen kann man ihn vergleichen, und was er geleistet, ist wenigstens eben so groß, als was jener gethan. Wie er wider den Willen der ungeheuren Mehrheit seines Volkes, von ihrem ingrinnigen Hasse und ihren Flüchen und Verwünschungen belastet, mit Ueberwindung aller nur denkbaren Hemmnisse die staatliche Einheit aus der Zersplitterung geschaffen und ein großes Reich gegründet, das ist ein fast beispielloses Schauspiel in der Weltgeschichte. Sehr gut ist, was Maurenbrecher über Bismarcks Glück bemerkt, dem von den Neidern und Feinden seine Erfolge zugeschrieben werden. Man könnte diesen gegenüber an das Wort des tief sinnigen Denkers erinnern: Glück ist persönliches Verdienst. Die Ausführungen Maurenbrechers gegen die Ansicht, daß Bismarck sich in seinem Thun durch die Umstände habe bestimmen lassen und dadurch oft weiter geführt worden sei, als er eigentlich gewollt, sind ebenfalls sehr treffend und überzeugend. Die Ziele seiner Politik standen Bismarck von vornherein fest, das lehren eine große Anzahl von Denkschriften und andere Aeußerungen in Fülle, die Wege und Mittel zur Erreichung des Zieles dagegen wählte er nach den Umständen und Verhältnissen. Vortrefflich charakterisirt der Historiker die Selbstzufriedenheit und die selbstbewußte Haltung der Liberalen Bismarck gegenüber auch nach den Ereignissen von 1866. Er hatte um Indemnität nachgesucht, also hatte er doch eigentlich unrecht gehabt und sie recht, die Idee der deutschen

Einheit war ihr Eigenthum, das er sich nur angeeignet, er hatte nur ausgeführt, was sie längst erstrebt und als richtig erkannt. Daß die Verwirklichung einer politischen Idee eben den Staatsmann macht und von dem politischen Theoretiker und Doctrinär unterscheidet, daß die schönsten politischen Gedanken und Lehren werthlos sind ohne ihre praktische Durchführung, diese einfache Wahrheit kam ihnen nicht in den Sinn. Es wird den Lesern noch in Erinnerung sein, welche Fluth schmachvoller Angriffe sich jüngst, veranlaßt durch eine Aeußerung Bismarcks über das berühmte Emser Telegramm, von Seiten der ultramontanen und freisinnigen Presse über den Begründer des deutschen Reiches ergossen hat. Man schrie und jammerte, das deutsche Volk sei durch Bismarck damals getäuscht worden, der Krieg von 1870 sei also kein gerechter Vertheidigungskampf, sondern ein von Bismarck den Franzosen aufgenöthigter, zur Befriedigung seines Ehrgeizes heraufbeschworener gewesen. Man weiß nicht, ob man mehr über die wahnwitzige Parteiverblendung oder die bewußte Unwahrheit in diesen Declamationen erstaunen soll. Diese Herren konnten es längst aus Duden wissen und können es jetzt wieder von Maurenbrecher lernen, wenn sie überhaupt nur lernen wollten, daß schon im Juni 1869 das Kriegsbündniß gegen Preußen zwischen Napoleon und dem Kaiser Franz Josef auf Beusts Betreiben so gut wie abgeschlossen war, daß Italiens Beitritt dazu gesichert erschien und daß der Krieg im Jahre 1870 beginnen sollte. Das ist die geschichtliche Wahrheit, und die deutsche Nation ist ihrem großen Staatsmann zu unauslöschlichem Dank dafür verpflichtet, daß er wie Friedrich II. in dem für Preußen günstigsten Augenblick den Feind zum Vosschlagen nöthigte.

Zu der Erzählung der kriegerischen Ereignisse faßt sich Maurenbrecher sehr kurz; er konnte das um so eher, als seine Aufgabe eine andere war und über den Krieg von 1866 und 1870 vortreffliche Werke größeren Umfangs wie zusammenfassender Art vorhanden sind. Zu nicht geringem Verdienst müssen wir Maurenbrecher die scharfe Kritik falscher Ueberlieferungen anrechnen. Erbarmungslos zerstört er die Legende von den großen Verdiensten des Herzogs Ernst von Coburg-Gotha um die Einigung Deutschlands, welche dieser selbst in seinen umfangreichen Denkwürdigkeiten geschichtlich zu begründen gesucht hat. Der reiche Ruhmeskranz, den der Herzog sich selbst aufs Haupt gesetzt hat, wird von Maurenbrechers rücksichtsloser Hand stark entblättert; aus seiner Darstellung erhellt mit voller Klarheit, daß Herzog Ernst erst seit 1866 eine entschieden preußische Haltung einnimmt, während er noch kurze Zeit vorher beim Kaiser von Oesterreich im Interesse des Augustenburger gegen Preußen intriguirte. Man muß es Maurenbrecher Dank wissen, daß er manches Bemerkenswerthe, was der Herzog ganz naiv berichtet, in seine Erzählung aufgenommen hat, da die drei starken Bände der

Denkwürdigkeiten desselben doch nur in die Hände einer beschränkten Anzahl von Lesern gelangen werden. Dahin gehört vor Allem die höchst charakteristische Mittheilung über die Verwendung der Königin Victoria von England für ihre Tochter und ihren Schwiegersohn, den Kronprinzen von Preußen, beim Kaiser Franz Josef, als dieser auf der Rückreise vom Frankfurter Fürstentage im September 1863 Coburg berührte; sie bat den Kaiser flehentlich, er möge doch Preußen nicht zu sehr demüthigen und schwächen und sich der Zukunft ihrer Kinder annehmen. Diese beispiellose Einmischung einer fremden Herrscherin in die inneren Angelegenheiten Deutschlands, die selbst den Kaiser von Oesterreich in Erstaunen setzte, beleuchtet aufs Grellste die deutschen Zustände jener Zeit. Auch manche andere Mythen werden von Maurenbrecher zerstört, so die oft wiederholte Erzählung von der freiwilligen, aus hochherzigem Patriotismus hervorgegangenen Aufforderung König Ludwigs II. von Bayern an Wilhelm I., die Kaiserwürde anzunehmen; in Wahrheit hat der König diesen Schritt sehr widerwillig und nur dem Zwange der Verhältnisse sich fügend, gethan. So ließe sich noch Manches anführen, was hier zuerst in richtigem Lichte dargestellt ist. Wie Vieles ließe sich aus der Geschichte jener Zeit, wie sie in Maurenbrechers Buche an uns vorüberzieht, für die Gegenwart lernen! Die Armeeorganisation hätte König Wilhelm auch von der damaligen Opposition bewilligt erhalten gegen das Zugeständniß der zweijährigen Dienstzeit. Er hat aber lieber Krone und Existenz aufs Spiel gesetzt und den härtesten und schwersten Conflict mit der Volksvertretung nicht gescheut, als daß er diese Forderung zugestand. Heute wird die dreijährige Dienstzeit ohne Kampf von der Regierung aufgegeben. Graf Mensdorff-Pouilly, den Kaiser Franz Josef nach Rechbergs Entlassung zum leitenden Minister ernannte, war ein tüchtiger Offizier, aber ohne alle diplomatische Vorbildung und Erfahrung; das Resultat seiner Führung der Geschäfte war die Katastrophe von 1866. Benedek mußte die Führung des österreichischen Heeres übernehmen, obgleich er selbst seine Unzulänglichkeit aufs Lebhafteste empfand und die ihm zuge dachte Stellung wiederholt abgelehnt hat; die furchtbare Niederlage bei Königgrätz war die Folge davon. Höchst lehrreich ist auch die Geschichte des Ministeriums der neuen Aera. Diese Leiter des Staates traten den immer ungefügigeren Forderungen des Abgeordnetenhauses schwankend und unsicher entgegen, suchten durch kleine Concessionen und entgegenkommende Schritte jeden Zusammenstoß ängstlich zu vermeiden und endeten damit, daß allgemeine Unzufriedenheit herrschte und der Conflict zuletzt doch und nun um so schärfer eintrat. Aber freilich, wer lernt denn aus dem Buche der Geschichte, wer achtet auf ihre Lehren? Selten Einzelne, noch seltener große Parteien, am seltensten Völker und Regierungen. Hegels melancholisches Wort ist nur allzu wahr: die Geschichte

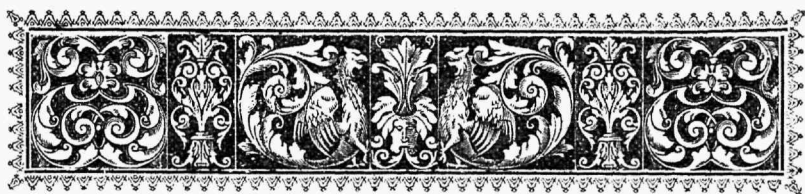
ist nur dazu da, damit man nichts aus ihr lernt. Aber der Spiegel der Vergangenheit muß doch immer wieder den Geschlechtern der Menschen vorgehalten werden, damit sie nicht stets von Neuem in dieselben Fehler und Irthümer verfallen, dieselben Irrwege einschlagen. Das Einsehen des Falschen und Verkehrten, die Erkenntniß des Richtigen bedeutet allein freilich noch wenig, der feste Wille, das als richtig Erkante durchzuführen, wie viel Hindernisse sich auch entgegenstellen mögen, ist es, worauf es vor Allem ankommt. Diese hohe und starke Willenskraft besitzen und beweisen alle Führer und Leiter Preußens in jener denkwürdigen Zeit, sie ist es, welche diese Epoche zu einer so heroischen und großen macht. Läßt man die Einzelheiten dieser wunderbaren Kämpfe und Siege, des Zusammenstoßes und Widerstreits der heftig mit einander ringenden Kräfte, den wagnenden Muth, die Erfindungskraft und die klare Besonnenheit des großen Meisters mitten in dem ihn umtosenden Sturm und der wilden Brandung der Wogen, das Heldenhafte der Charaktere und den Wechsel der außerordentlichen Ereignisse an seinem geistigen Auge vorüberziehen, dann glaubt man den wunderbaren Mären eines gewaltigen Epos zu lauschen, dessen hinreißende Gewalt die Seele im Tiefsten bewegt und ergreift.

Möge Maurenbrechers Buch viele aufmerksame Leser finden!

H. Diederichs.







**Rede, gehalten am Sarge des weil. livl. Landraths  
Arthur von Richter.**

(Geb. 17. Nov. 1824, † 12. Nov. 1892.)

Hochgeehrte Leidtragende!

Wenn ich in diesem Augenblicke, wo wir im Begriffe sind, der irdischen Hülle Arthur von Richters das Geleit zur letzten Ruhestätte zu geben, es mir zur Aufgabe stelle, im Namen der livländischen Ritter- und Landschaft dem Ausdruck zu geben, was der theure Verstorbene uns gewesen ist und was wir in ihm verloren haben, so bin ich mir wohl bewußt, dieser Aufgabe nur unvollkommen genügen zu können.

Denn nicht der tiefe Schmerz, den der Tod Arthur von Richters hervorgerufen unter seinen Angehörigen und Freunden, seinen Amtscollegen und Mitbrüdern, in der Corporation, der er angehörte und im Lande, das er verwaltete half, nicht die Erschütterung und Trauer, welche uns Alle erfüllt, können den alleinigen Maßstab für die Größe und Bedeutung des Verlustes abgeben, den wir erlitten haben. Wenn wir daran denken, daß in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts in unserer Heimath Ereignisse sich vorbereitet und erfüllt haben, welche für die Zukunft Livlands von der folgenschwersten Bedeutung bleiben werden, und wenn wir uns vergegenwärtigen, wie Arthur von Richter während dieser ganzen Zeit zu den einflußreichsten und bedeutendsten Vertretern und Leitern unserer öffentlichen Angelegenheiten gehört hat, so müssen wir bekennen, daß hier sich ein Geschick erfüllt hat, daß wir hier vor einem Schicksalschlage stehen, dessen ganze und volle Bedeutung zu beurtheilen erst einer späteren Zeit vorbehalten bleibt. Erst in der Zukunft wird es ganz offenbar werden, eine wie tiefe und einschneidende Lücke dieser Tod unter uns hervorgerufen hat.

Arthur von Richter war es beschieden, zu einer Zeit in den Landesdienst zu treten, als noch, dank der damals gesetzlich bestehenden Selbstverwaltung, ein reiches Feld der Thätigkeit für Wahlbeamte des Landes auf dem Gebiete der Justiz und Verwaltung geboten war. Dieser Thätigkeit hat der Verstorbene im frühesten Alter, nach Vollendung seiner Ausbildung, sich gewidmet. Dieser Thätigkeit ist er über ein Menschenalter — die Dauer von 46 Jahren kann wohl so bezeichnet werden — in hingebendster Weise treu geblieben. — Ausgerüstet mit hervorragenden Geistesgaben, mit einem die schwersten Fragen erfassenden und durchdringenden Verstande, mit einer Beredsamkeit, deren Zauber Allen unvergeßlich bleiben wird, die ihn in unserem Rittersaale gehört haben, hat er von seiner Jugendzeit an bis zu seinem Hinscheiden in den verschiedensten und bedeutendsten Landesämtern für das öffentliche Wohl gewirkt. Die Posten eines Adjuncten des dorpater Ordnungsgerichts, eines Assessors des dorpater Kreisgerichts, eines Kirchspielsrichters und Kreisrichters, die er nach einander bekleidete, bereiteten ihn vor zu den wichtigen Aemtern eines Ritterschaftssecretärs, eines Landraths und eines Oberdirectors der livländischen Credit-Societät. In der Bekleidung dieser bedeutsamen Aemter — als Landrath ist er 30 Jahre thätig gewesen — stellte er seine ganze Persönlichkeit dem Landesdienste zur Disposition. Mit nie rastendem Fleiß und unermüdlicher Arbeitskraft versah er die ihm übertragenen Functionen, und mit seiner sein ganzes Herz erfüllenden Liebe zu unserer Heimath war er ein Patriot, der sich mit dem Geschieke unseres Landes vollkommen identificirte. Unser politisches Leben, er lebte es mit, und unser politisches Leid, er fühlte es wie sein eigenes Leid.

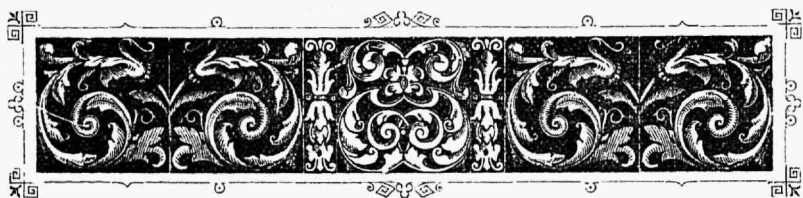
Es war aber mehr in ihm als dieser schöne und feurige Patriotismus. Es kann wohl behauptet werden, daß wir in dem theuren Verstorbenen eine staatsmännische Kraft verlieren, wie sie in unseren Verhältnissen nur selten zu Tage tritt. In der ganzen politischen Thätigkeit Arthur von Richters läßt sich ein Bestreben verfolgen und erkennen. Er stellte sich nie in den ausschließlichen Dienst einer politischen Doctrin, sondern suchte stets, oft mit Hintansetzung seiner persönlichen Wünsche und Neigungen, nur diejenigen Maßnahmen durchzusetzen, welche im gegebenen Fall ihm zum Besten des Landes die richtigen erschienen. Dieses unseren Verhältnissen in hohem Grade entsprechende staatsmännische Verhalten hat den großen Einfluß begründet, den sein Rath und seine Persönlichkeit in allen schwierigen Situationen und bei der Entscheidung wichtiger Fragen ausübte.

Ich muß es mir versagen, auf Alles einzugehen, was die livländische Ritter- und Landschaft Arthur von Richter verdankt. Es hat aber keine unser Land berührende bedeutende Frage während seiner Wirksamkeit gegeben, mit der er sich nicht eingehend beschäftigt und bei deren Lösung nicht sein

Einfluß von großer Bedeutung gewesen ist. — Und wenn in letzter Zeit ein schweres Leiden hindernd und lähmend auf ihn wirkte, immer fand er noch die Energie weiter zu arbeiten, treu seinen Verpflichtungen, treu den Aufgaben, die er sich gestellt hatte, treu dem Dienste seiner Heimath, getreu bis in den Tod!

Habe Dank, Arthur von Richter, für diese Treue! Die livländische Ritter- und Landschaft dankt Dir für Alles, was Du für Deine Heimath gearbeitet und gewirkt hast. Ruhe sanft gebettet in der Erde Deines Heimathlandes! Die Blumen und Kränze, die wir Dir aufs Grab legen, sie werden verwelken, eine unverwelkbare Lorbeerkrone wird Dir bleiben — das Andenken Deiner Heimathgenossen!





## Poetische Uebersetzungen

von G. v. G.

Die Sehnsucht nach der ewigen Seligkeit.

O, daß die Abendröth' ich endlich sähe  
Des Lebens und Frühlicht der Ewigkeiten!  
O Hoffnung, führ' mich durch des Meeres Weiten,  
Bis daß zum Hafen sich mein Segel blähe!

Bis daß die Strahlen jener Himmelsnähe,  
Die halbverhüllt mir jetzt ins Herze gleiten  
Und sanften Frieden, Andacht um mich breiten,  
Von Angesicht zu Angesicht ich sehe!

Süß ist der Tod, um ewig dann zu leben,  
Die Augen schließen, um im Wonnerausche  
Im lichten Himmelsraum sie zu erheben:

Das leidvolle Getümmel geb' im Tausche  
Ich für die Ruh'; und Freudenschauer beben,  
Wenn Gottes Morgen ich entgegenlaufe.

(Nach dem Italienischen der Vittoria Colonna. 1490—1547.)

## Alexander am Grabe des Achilles.

Beim Grab Achills weilt nach dem Kriegsgebränge  
 Ehrfürchtig Alexander, und beim Scheiden  
 Entstürzen Thränen ihm; nicht kann er's meiden,  
 Daß sich der Seufzer seiner Brust entränge:

Ich gön'n' Dir, daß der Troer stolzer Menge  
 Dein Heldenschwert gebracht hat Schreck und Leiden;  
 Will im Triumph und Sieg Dich nicht beneiden:  
 Nur um Homeros' göttliche Gesänge.

In Krieg und Frieden fehlte Hellas nimmer  
 Der Männer Bier; weh! über alle breiten  
 Tod und Vergessenheit die Hand auf immer.

Doch nicht der Weltgeschichte mächt'ges Schreiten  
 Kann je verdunkeln Deines Namens Schimmer;  
 Ach! leben wird Dein Ruhm zu allen Zeiten!  
 (Nach dem Italienischen des Kedi.)

## Die beiden Schmetterlinge.

Ein Schmetterling mit Flatterfüß  
 Sieht eine Flamme' und schwinget  
 Zu ihr im Zickzackflug sich hin;  
 Jedoch die Mutter dringet:  
 „Halt ein! o Tochter! Siehst Du's nicht,  
 Dir bringt, o weh! den Tod das Licht!

Treulos ist jener bunte Schein,  
 Ein Lügenbild des Glückes.  
 Vertraue mir! Mich weihte ein  
 Erfahrung des Geschickes:  
 Hab' doch den Flügel ich, fürwahr!  
 An solchem Licht versengt um's Haar!“

Sie spricht's, und da das Mädchen drauf  
 Scheint zur Vernunft gekommen,  
 So hat die Mutter ihren Lauf  
 Wo andershin genommen.

Das Töchterchen bleibt nun alleine:  
Es zieht sie doch zum bunten Scheine.

Sie blinzelt in das schöne Licht;  
Ein Nusen, Winken, Locken  
Zu ihr aus dieser Flamme spricht;  
Da sagt sie unerschrocken:  
„Ein altes Weib, das kennt man lange,  
Ist vor, was weiß ich alles, bange!“

Und flatternd im Tandango zieht  
Sie lustig um die Kerze;  
Ob oft sie auch die Hitze flieht,  
Ob auch der Flügel schmerze:  
Gleich kehrt sie zu der Flamme wieder  
Und sinkt zuletzt als Asche nieder.

O Mütter, meine Worte sind  
An euch gerichtet alle:  
Es kommt wie dieses schöne Kind  
Manch Schmetterling zu Falle;  
Denn um Gefahren abzuwehren,  
Genügen nicht die guten Lehren.

(Nach dem Italienischen des Luigi Grillo. 1725—1790.)

---

### Graf Robert.

Graf Robert ward, wie man erzählt,  
Noch nie der Furcht zur Beute.  
Ihn täuschte Satan, daß der Held  
In Frau'ngestalt ihn freite.

Doch eh' er ihm gekrümmt ein Haar,  
Entzieht ohn' allen Schrecken  
Er sich dem Schimpf und der Gefahr;  
Drob pries man weit den Recken,  
Den Graf Robert.

Verliebt gar bald, wie sich's gebührt,  
 Hat er darauf geschwind  
 In zweiter Ehe heimgeführt  
 Des Königs schönes Kind.

Ob Weib, ob Teufel schlimmer sei,  
 Wird sicher drum gelehrt —  
 So wie, ob Beides einerlei, —  
 Von Graf Robert.

(Aus dem Altfranzösischen; Verfasser unbekannt.)

### Der Bär, der Affe und das Schwein.

Ein Bär, der treu ernährte seinen  
 Zigeuner und im Lande strich,  
 Versuchte auf den Hinterbeinen  
 Im ungelenkten Tanze sich.

Gestachelt von dem Ehrgeiz, fragte  
 Er einen Affen: „Ist's so recht?“  
 Der tanzeskund'ge Affe sagte  
 Ihm offen: „Nein, ganz herzlich schlecht!“

Der Bär erwiderte: „Ich fürchte,  
 Daß Du partiisch von mir denkst,  
 Und Achtung nicht der edlen Haltung  
 Und meinen leichten Schritten schenkst!“

Da rief das Schwein daneben: „Höre,  
 Wie machst Du alles Dieses nett!  
 So elegante Voltigeure  
 Giebt es nicht immer im Ballet!“

Es machte, als er dies vernommen,  
 Der Bär die Rechnung still bei sich,  
 Und als zum Schlusse er gekommen,  
 Der Stolz von seinen Mienen wich:

„Was nicht der Affe loben wollte,  
 Darüber schlich sich Zweifel ein;  
 Doch da das Schwein ihm Beifall zollte,  
 So muß mein Tanz erbärmlich sein.“



Als Schatz magst Du die Lehre preisen,  
 O Autor! Sonst bist Du verloren:  
 Es warne Tadel Dich der Weisen,  
 Jedoch noch mehr das Lob der Thoren.

(Nach dem Spanischen des Priarte.)

### Der Rater und die Mäuse.

Ein Rater lebte einst am heil'gen Ganges,  
 Der trotz des Herzens tückisch bösem Sinnen,  
 Und ob er gleich ein Freund des Vogelfanges,  
 Der Thiere Zutraun wußte zu gewinnen.  
 Mit Händefalten und mit ernster Haltung  
 Sagt' er, daß Seelenläut'ung und die Pflichten  
 Und der Begierden gänzliche Erkaltung  
 Seit lange schon sein Trachten und sein Dichten.  
 So kam's, daß, während alle fromm ihn hießen,  
 Er sann, den Lohn der Andacht zu genießen.

Nun zog ein Mäusevolk zu jenem Strande  
 Und dachte sich in dessen Schutz zu geben,  
 Den die Verstellungskunst im ganzen Lande  
 Mit dem Geruch der Heiligkeit umgeben.  
 Drum sprachen sie nun zu einander alle:  
 „Ist sonst die Art von Lastern auch nicht rein,  
 Dies ist ein sanfter Onkel ohne Kralle;  
 Für alt und jung soll er die Zuflucht sein!“  
 Und zu dem Onkel kommen sie und reden:  
 „Ehrrwürd'ger Herr! Wir suchen Deine Gunst;  
 Du übest Buße, fastest, liesst die Beden,  
 Dir liegt am Herzen nur die schwere Kunst  
 Der Sinnenbändigung. Wir bitten sehr:  
 Schirm' uns, wie Indra schirmt der Götter Heer!“

Und blinzeln mit den schmalen Augenschlitzen  
 Den Mäusen antwortet der Mäusefresser:  
 „Wie soll ich Buße üben und Euch schützen!  
 Zugleich dies Beides wird gelingen besser,

Wenn wir uns Folge leisten gegenseitig,  
 Ich Euch, Ihr meinem Wunsch erweist Achtung.  
 An Schwäche schon durch langes Fasten leid' ich:  
 Mein Gang wird matt; versunken in Betrachtung,  
 Schwant' ich und muß geführt zum Ufer werden,  
 Zu baden weg den Sündenstaub der Erden.  
 Was aufgerichtet hat den Geist: die Buße,  
 Hat Kraft geraubt dem sonst so stinken Fuße!"

Als beigestimmt die Jungen und die Alten  
 Dem Vater sich vertrauten auf sein Wort;  
 Da hat der Böse Zeit sich zu entfalten,  
 Gelegenheit zu mausen hier und dort.  
 Und immer feister werden seine Glieder,  
 Sein schüb'ger Pelz wird spiegelblank und dicht;  
 Die Schaar der Mäuse sieht erschreckt hinwieder,  
 Daß ihre Reihen schon geworden licht.

Und als sie in der Volksversammlung reden:  
 „Der Dunkel nimmt ja zu, wir schwinden fort!  
 Und dennoch fastet er und liest die Beden!  
 Wie mag das kommen?“ Da ergreift das Wort  
 Der Mäuse klügste, Dindikas mit Namen:  
 „Daß ich erforsche, wie der Dunkel handle,  
 Wenn ich zum Badeplatze führ' den Lahmen,  
 Möcht' ich, daß Eure Schaar dann vor uns wandle;  
 Damit Euch Niemand in den Rücken falle.“  
 „So sei's! so sei's!“ so riefen darauf Alle.

Und es geschah, wie Dindikas gerathen.  
 Kaum sah der Vater den Begleiter kommen,  
 So hat er unversehens ihn als Braten  
 In seinen frommen Magen aufgenommen.  
 Gleich sammeln sich die Mäuse zum Rathschlagen  
 Und Kolikas, der älteste von Allen,  
 Begann: „Ihr Better! laßt Euch sagen,  
 Mir will der gute Dunkel nicht gefallen;  
 Der Weg des Heils scheint ihm noch fremd zu sein,  
 Und seine Rutte trägt er nur zum Schein.  
 Hat man den Koth von einem Pflanzenfresser  
 Mit Haaren, wie bei ihm, vermengt gesehen?“

Die Gliederfülle zeigt den starken Effer,  
 Und unser Volk wird balde untergehen.  
 Jetzt hat es sieben Tage erst gedauert,  
 Und auch um Dindikas wird schon getrauert."

Raum ward dies Wort gehört im Mäuselager,  
 Als alle schnell in ihre Löcher bogen.  
 Die falsche Raze blieb und wurde mager  
 Wie eh'mals, als die Mäuse zu ihr zogen.

(Aus dem Sanskrit: Mahābhārata V, 5422—5447.)



Zu Inhaltsverzeichnis  
 des XXXIX. Bandes (1892) ist nachzutragen:  
 Otto Seef, „Zeitphrasen“ von H. D. — S. 532.

Herausgeber: R. Weiß.

Für die Redaction verantwortlich:  
 R. Carlberg.

Дозволено цензуров. — Ревель, 23-го Декабря 1892 г.

Печатано въ типографіи Наслѣдниковъ Линдфорса въ Ревелі.

Die

# Baltische Monatschrift,

das einzige monatlich erscheinende baltische Journal, ist durch **alle Buchhandlungen** des In- und Auslandes zu beziehen.

Der Abonnementspreis pro Jahrgang (12 Hefte) beträgt 6 Rbl. 50 Kop., über die Post 7 Rbl. 50 Kop.

Briefe und Beiträge für die Redaction sind an den Herausgeber, Herrn N. v. Tidebühl in Riga, Georgenstraße 4, zu richten, Inserate an die

**Buchhandlung von J. Kluge  
in Reval.**